

Genickbruch / Hauptteil / N–R

Natur

Kann ich die Leute sogar mit der »Inszenierung einer Pandemie« (Gerd Reuther) oder wenigstens mit einer als Impfstoff getarnten Giftkloake verarschen, spricht nichts dagegen, wenn ich auch in der Vogelkunde zu »Mogelpackungen« greife. Der tschechische Lehrer und Ornithologe **Josef Prokop Pražák** (1870–1904), vor allem in Wien und Prag tätig, brüstete sich in fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen mit so mancher »Entdeckung«, etwa »Unterarten« von Hauben- oder Sumpfmeisen, die sich nach und nach als betrügerisch oder jedenfalls fragwürdig herausstellte. Wer es bezweifelt, kann sich per Internet Jiří Mlíkovskýs Aufsatz *Faunistic work of an ornithological swindler* von 2012 besorgen. Als Pražáks Ruf ruiniert war, verkroch er sich, wohl mitsamt einer Ehefrau, in seinem Heimatstädtchen Hořiněves (bei Hradec Králové, auch: Königgrätz), wo er zunehmend der Verwirrung, dann auch der Tuberkulose anheim gefallen sein soll. Einem Nachruf* des deutschen Pfarrers und Biologen Otto Kleinschmidt zufolge hatte dem 34jährigen die wissenschaftliche Ehre offensichtlich so wenig bedeutet, daß er nie auch nur einen Versuch unternahm, sie zu retten. Er habe auch nicht aus Gewinnsucht hochgestapelt. Vielmehr habe er ja sogar sich selbst getäuscht; das sei einfach »angeboren«, ein Grundzug seines Charakters gewesen. Ich nehme an, hier ist gemeint: sich Blütenträumen hinzugeben.

Um die Pražáksche Prahlerei unverzüglich aufzugreifen: Das von mir mitbewohnte, überwiegend verwilderte Waltershäuser Stadtrandgrundstück ist keineswegs vogelarm. Selbst der Grünspecht zählt hier zu den Stammgästen – und seit einigen Frühjahren beglückt uns sogar der Wendehals mit seinem Brutgesang. Es handelt sich um eine hohe und etwas jämmerlich klingende eintönige Rufreihe, die wie aus dem Ried gepumpt wirkt. Dabei ist der Wendehals ein eher winziger Specht. Der Laie würde ihn vielleicht für eine magere Singdrossel halten. Aber er bekommt ihn sowieso, wie auch ich, nie zu Gesicht, da der Vogel ausgesprochen unauffällig, ja geradezu tarnfarbig gekleidet ist. Wer Vogelkunde mit stumpfem Gehör betreiben wollte, sollte es lieber bleiben lassen. Die Gesänge und Rufe sind das A & O der Angewandten Ornithologie. Selbstverständlich fühlt sich jeder Vogelfreund geehrt und geschmeichelt, wenn sich ein derart seltener und anspruchsvoller Ameisenjäger und Metaphernlieferant (DDR!) wie der Wendehals in seinem Winkel

niederläßt. Als hätten sich Arthur Miller, der US-Schriftsteller, und dessen zweite Gattin bei ihm um einen Untermietvertrag beworben. Die Gattin hieß Marilyn Monroe.

Wer lieber Kafka liest, wird noch nicht einmal einem Spatzen begegnen. Das gleiche gilt für Bäume oder Bäche. Kommt mal ein Zirkuspferd vor, ist es schon viel. Den von Steinen ummauerten Menschenzirkus behandelt er – und seine Prosa ist auch so kalt wie Stein. In seinem Roman *Das Schloß* ist dieser Menschenzirkus derart vollgestopft, daß keiner mehr durchblickt, die LeserInnen eingeschlossen. Bei Kafka gibt es kein Mitleid, weil dies aus der Erde kommt. Ungeerdete Menschen sind unbarmherzige Egoisten. Kafka war einer; man lasse sich von seiner Verzagtheit nicht täuschen.

Bei allen ernst zu nehmenden Schriftstellern ist die Prosa in Natur gebettet. Dabei haben sie oft ihre Vorlieben = Schwächen, durch die sie noch einmal menschlicher werden. Hölderlin ist in Bäume, D. H. Lawrence in Blumen, Orwell in Schmetterlinge, Marlen Haushofer in Haustiere, F. G. Jünger in Gewässer, Welskopf-Henrich in die Prärie, Robert Gernhardt in Vögel vernarrt gewesen. Um 2000 hievte er einmal meine frühe Meditation über das Aktmodell »Die Kunst des Wartens« in den Züricher *Raben*, und später schickte er mir unaufgefordert eine ausführliche Betrachtung über den Kuckuck. Leider ist dieser bekannte Hochstapler oder Nestbetrüger – der Kuckuck, nicht Gernhardt – in meiner Gegend nur noch spärlich zu hören. Mit dem Kuckucksruf weichen Bezauberung und Ergriffenheit. Vielleicht das übliche Schicksal des Alterns.

Bedenkt man es etwas gründlicher, ist die Naturverbundenheit so vieler SchriftstellerInnen eher seltsam. Von Hause aus sind sie doch stets auf Ordnung erpicht, während zum Beispiel das Vogelreich einem Tollhaus gleicht. Der kunterbunte Buchfink bringt die immergleiche öde Leier – er wirft sie vom Baum herab und verlangt abschließend selbstgefällig nach einem »Gewürzbier« oder auch »Würzgebier«. Kaum ein Vogel ist so unscheinbar gefärbt wie der winzige Fitis, doch seine abfallende Wehklage zerreißt uns das Herz. Dabei hat sie um ein Haar die Struktur des Buchfinkenschlages. Für alle von blinden Systematikern und tauben Musiklehrern irregeleiteten Laien beläuft sich Vogelgesang auf *Amsel*, *Drossel*, *Fink und Star*. Schon der Star ist freilich eher ein Schwätzer und Knirscher. Würgt sich gar der Hausrotschwanz bei seinem Liedvortrag ein röchelndes Rasseln ab, könnte man in der Tat Lust bekommen, diese Drossel zu erdrosseln. Der Grauspecht zieht eine klangvolle Klage vor, die jeden Finkenschwarm blaß werden läßt. Dafür pflegt der mächtige »Singvogel« Kolkraube, dem Christen eine Vorliebe für Lammfleisch angedichtet haben, wie eine dänische Dogge zu bellen, während er durch die Senke zu seinem Horst auf den Eichen rudert. Plötzlich entzückt er uns allerdings durch Glockenklang, weil er die Kirche nicht im Dorf gelassen hat. Der als »Schnepfe«

verunglimpfte und entsprechend fast ausgerottete Große Brachvogel singt betörend. Sein anschwellender Flötenruf rollt aus den Maulwurfsgängen, kitzelt das hohe Riedgras, verschwebt mit dem Duft des Mädesüß über den Weschnitz-Deichen, wo der dornige Hauhechel die Schafe als die erbärmlichsten Rufer des Tierreiches piekt. Ob Schwarzspecht, Krickente, Turteltaube, die vielfältige Klangfülle im Vogelreich ist verblüffend. Barbara von Wulffen hält es deshalb in ihrem Buch *Von Nachtigallen und Grasmücken* (2001) für absurd zu glauben, dieser ganze Aufwand sei nur für die gegenseitige Benachrichtigung und Identifizierung gut. Für sie singen die Vögel in erster Linie, »um Lebensfreude auszudrücken«.

Das glaube, wer gern frömmelt. Nach meinen Beobachtungen haben Vögel im allgemeinen ein überwiegend gehetztes Dasein zu führen; ganz bestimmt aber alle »Singvögel« erheblich mehr als Geier oder Adler. Wer David Attenboroughs in jeder Hinsicht großartigen Wälzer *The Life of Birds* (deutsch 1999) studiert, könnte sogar argwöhnen, mit der Natur überhaupt vor einem militärisch-industriellen Komplex des möglichst durchtriebenen gegenseitigen Auffressens zu stehen. Unser Schlag hat ja ebenfalls seine Lieder, Opern, Märsche – eben Schlager. Nur an der Marschordnung fehlt es im Vogelreich. Der farbenfrohe Kleinspecht ist ein Zwerg, von dem der Turmfalke 20 Exemplare auf einmal verspeisen könnte. Doch beider triumphale »Kikiki«-Reihen lassen sich selbst von vielen Ornithologen nur anhand der Lautstärke unterscheiden. Für den Laien singen sie völlig gleich. Schluchzt am helllichten Tage ein Gebüscht, bückt sich der Laie, um vielleicht ein verirrtes Kind aufzulesen. Aber es war die Nachtigall. Dafür schreckt er um Mitternacht auf, weil in Nachbars Schuppen der Hahn kräht.

Kurz und schlecht, von so etwas wie Logik, System, Ordnung ist in der Natur kein Schimmer zu entdecken. Die sogenannte Sumpfschafgarbe blüht edler als eine Margerite; in unseren Wäldern mischen sich die Laub- und Nadelbäume nach Belieben. Die Natur stellt ein Chaos dar. Vielleicht ist sie dem geplagten Schriftsteller deshalb eine willkommene Erholung. In seinen Texten muß immer alles stimmen; in der Natur stimmt nichts. In ihr folgt noch nicht einmal das Fressen und Gefressenwerden harmonischen Regeln. Um 1800 fürchtet Lichtenberg**, die Welt verdanke sich einem Dilettanten. »Warum sollte es nicht Stufen von Geistern bis zu Gott hinauf geben und unsere Welt das Werk von einem sein können, der die Sache noch nicht recht verstand, ein Versuch? Ich meine unser Sonnensystem oder unser ganzer Nebelstern, der mit der Milchstraße aufhört. Vielleicht sind die Nebelsterne, die Herschel gesehen hat, nichts als eingelieferte Probestücke oder solche, an denen noch gearbeitet wird ...«

* in der Zeitschrift *Falco*, Halle a. S., Jahrg. 1905, Heft 1 Oktober 1905

** Georg Christoph Lichtenberg, *Aphorismen*, Hrsg. Max Rychner, Zürich 1958, S. 484

Nacht / Schnee / Nester Es wäre gelogen, die Nacht als meine Freundin zu bezeichnen. Eher fürchte ich sie. Alle Gefahren oder Belästigungen, die einem bereits am Tage drohen, bläst sie, weil man nicht darauf gefaßt ist und nach dem Aufschrecken nichts sieht, zu dreifacher Stärke auf. Faule Äpfel oder morsche Äste, die aufs Dach fallen, kommen nachts Bombeneinschlägen gleich. Mücken, die tagsüber im Spalt zwischen Zimmerwand und Kleiderschrank schlummern oder auf neue Heldenaten sinnen, verwandeln sich gegen den zweibeinigen, wunderbare Verheißungen ausdünstenden Schläfer zu lanzen schwingenden Ungeheuern. Gestapo oder Kripo erscheinen vor dem Morgengrauen. Schlaftrunken, wie man dann ist, verplappert man sich jede Wette. Hat man Glück, entreißen sie uns den übelsten, uns quälenden Träumen, die sich gleichfalls stets ungebeten einstellen. Kommen die Häscher nicht, bleibt dafür der Schlaf aus. Das Grübeln, Warten, Bangen zermartern den Schlaflosen, als hinge er bei den Apachen am Pfahl. Dabei kann er jederzeit aufstehen! Aber es nützt nichts. Man preßt sich das Frühstücksmarmeladenbrötchen in den Schlund und hockt wie ein Schluck Wasser vor dem hochgefahrenen Computer. Der kennt solche Sorgen nicht. Er empfängt und erteilt Befehle, gleichgültig, ob überm Häuschen der Mond oder die Sonne steht.

•

Mit dem Schnee sieht es schon anders aus. Ich erlaube mir, auf meine *Bott-Erzählung Schnee von gestern* zurück zu greifen. Gewiß hat der Gudensberger Zeitungszusteller Bott den Schnee in der Frühe noch verflucht. Als er jedoch nach dem Frühstück Richtung Bahnhof zum Snokersalon *Zugball* stapft, stimmt er fast eine Hymne an. »Selbstverständlich war der lange vermißte Schnee eine Wohltat. Wieviele Übel wurden doch von solchem Schnee verhüllt, gedämpft oder abgemildert! Die Autos können nur noch kriechen. Das Grinsen der PolitikerInnen auf den Wahlplakaten gefriert. Schneebedeckte Hausdächer spiegeln harmonische Ehen vor. Mülldeponien nehmen den Charme der Alpen an. Wie schön mußte es jetzt an der Ems sein, wo der Schnee ebenfalls allen Unrat verbarg und das Eis die Mär vom Brückenschlag zwischen West- und Ostdeutschland bekräftigte, bevor man einbrach. Während die fuchsroten Ruten der Kopfweiden in der Sonne leuchten, stolziert eine Krähe über die verschneiten Ackerschollen. Astrids

kastanienbrauner Schopf erglänzt, weil sie sich bückt, um ihren Geliebten mit einem Schneeball zu empfangen ...«

Dabei hat er noch nicht einmal das Vergnügen gestreift, das der Schnee für die kurzbeinigen BewohnerInnen des Städtchens bereit hält, für die kreischenden Schlitten-, Plastikscheiben- oder HosenbodenfahrerInnen. Selbstverständlich wissen es auch manche Langbeinigen zu schätzen. Friedrich Georg Jünger, gestorben 1977, hebt in einem dicken, nachgelassenen Roman den Gesichtspunkt der Frische hervor. »In der Nacht hatte es geschneit. Der Winter kam. *Heinrich March* stand am Fenster und sah auf die weißen Flocken hin, die durch die graue Luft tanzten. Schnee, vor allem der erste Schnee, der im Jahr fällt, überrascht das Auge und stimmt heiter. Er ist neu. Und er ist in Bewegung, das Auge genießt die Bewegung, folgt ihr und verliert sich in ihr. Es ist auch so, dachte er, daß der Schnee etwas hinwegnimmt, Gewicht hinwegnimmt, die Dinge leicht macht. Das macht auch uns leicht. Er spürte die Leichtigkeit seiner Kinderjahre im Schnee. Damals hatte er, das Gesicht ans Fenster gepreßt, unruhevoll in den kahlen Garten hinausgesehen und geprüft, ob die Flocken auch dicht und stark genug fielen ...«

Zu den kostbarsten Werken deutschsprachiger Literatur überhaupt dürfte das folgende Gedicht von Leopold Friedrich Günther von Goeckingk (1748–1828) zählen. Da kann man Rilke oder Hacks wirklich vergessen.

Als der erste Schnee fiel

Gleich einem König, der in seine Staaten
Zurück als Sieger kehrt, empfängt ein Jubel dich!
Der Knabe balgt um deine Flocken sich,
Wie bei der Krönung um Dukaten.

Selbst mir, obschon ein Mädchen, und der Rute
Lang' nicht mehr untertan, bist du ein lieber Gast;
Denn siehst du nicht, seit du die Erde hast
So weich belegt, wie ich mich spute?

Zu fahren, ohne Segel, ohne Räder,
Auf einer Muschel hin durch deinen weißen Flor,
So sanft, und doch so leicht, so schnell wie vor
Dem Westwind eine Flaumenfeder.

Aus allen Fenstern und allen Türen
Sieht mir der bleiche Neid aus hohlen Augen nach;
Selbst die Matrone wird ein leises Ach
Und einen Wunsch um mich verlieren.

Denn der, um den wir Mädchen oft uns stritten,
Wird hinter mir, so schlank wie eine Tanne, stehn,
Und sonst auf nichts mit seinen Augen sehn,
Als auf das Mädchen in dem Schlitten.

.

Gehölze sind die Zwerge unter den Wäldern. Oft stehen sie für sich im Land und verblüffen dabei durch reizvolle Gestalten oder doch wenigstens Umrisse. Zuweilen ähneln sie von fernher Walmdächern. In der Tat, sie bieten gerne Schutz. Dachs, Feldhase und Pirol benutzen sie als mietfreie Verstecke. Werden diese Tiere von der einen Seite her bedrängt, schlüpfen sie kurzerhand auf der anderen hinaus. Auch manchen Zweibeiner locken die Gehölze als Nester, in denen sich Behagen und Schadenfreude finden lassen. Der Verborgene kann das ringsum ackernde Volk beobachten, ohne Belästigung fürchten zu müssen, weil ihn keiner sieht. Ein Häuschen in einem Gehölz wäre das Paradies auf Erden. Falls der Sturm darauf verzichten würde, es durch einen Baumstamm zu zertrümmern.

Da es in der Natur der Sache liegt, daß weder Mietskasernen noch viele Häuschen in sie passen, sind Gehölze etwas für EigenbrötlerInnen. Wer auf Gesellschaft aus ist, muß sich eben an die Wälder halten. Die sind aber schon oft gepriesen worden, weshalb ich ersatzweise bestimmte, meist schon vor längerer Zeit geschaffene Häuserfluchten heranziehen will. Achten Sie einmal darauf. An etlichen Marktplätzen oder Uferstraßen von Hafenstädten finden Sie Häuserzeilen, die vollkommen wirken, obwohl an ihnen nichts regelmäßig ist. Kein Haus ähnelt dem Nachbarhaus. Die Giebel, Dächer, Vorsprünge oder Nischen, Hausbreiten und selbst die Traufhöhen sind bewegter als das aufgewühlte Meer. Trotzdem nehmen uns diese Fluchten durch den Eindruck der Geschlossenheit und Notwendigkeit für sich ein. Sie bilden ein Ganzes, in das man sich am liebsten sofort einreihen würde. Sie verkörpern das ideale Gemeinwesen. Wie es hinter den Fassaden aussieht, steht freilich auf einem anderen Blatt. Vermutlich quellen da Öde, Mißgunst und Streit aus allen Ritzen, wie überall.

Ich erwähnte den Pirol. Er lebt ziemlich heimlich, weil er gar zu gelb gefärbt ist: ein Schurke könnte ihn für eine Zitrone oder einen Zapfen aus reinem Gold halten und

unverzüglich von den Ästen schießen. Sein orgelnder, etwas verquollen wirkender Flötenton ist vielleicht bekannt. Wird er jedoch überrascht und verunsichert, bringt er nur ein erbärmliches »räh-räh« hervor, das jeder zweite Laie mit dem Alarm des Eichelhäfers verwechseln dürfte. Allerdings kreischt der Pirol, bei uns, nur im Sommer, da er Zugvogel ist. Ja, seine afrikanischen Winterquartiere wären jetzt gar nicht so übel, wenn dort nicht dauernd Krieg und Hunger und Betrug herrschten. Aus den *Nato-Ländern* eingeführt.

∞ Verfaßt Dezember 2023

Der liebe »O Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter« ist in der Regel eine Fichte. Nebenbei hat er auch keine Blätter. Die Verwechslung von allerlei Nadelbäumen mit **Tannen** ist leider ungleich verbreiteter als die Tanne selbst. Die bei uns heimische *Weißtanne* versteckt sich meist in Gebirgswäldern. Sie kann sehr hoch, dick und alt werden – sofern sie nicht vom bereits *Brockhaus* bekannten *Tannensterben* ereilt wird. Von der Fichte ist sie auf Anhieb sicher durch ihre aufrecht stehenden Zapfen und die stumpfen, weißgestreiften Nadeln unterscheidbar. Zerrieben, duften die Nadeln ausgesprochen würzig. Auch das Holz dieser Tanne ist nahezu weiß, zudem weich.

Zwar ist der bräunlich gefiederte Vogel *Tannenhäher* witzig weißgesprenkelt, aber auch vor ihm hat die Verwechslungslust nicht Halt gemacht. Man trifft ihn meist in Fichtenbeständen an. Im Englischen heißt er »Nutcracker«, weil er gerne Haselnüsse verspeist. In den Alpen hält er sich vorwiegend an die Früchte der Zirbelkiefer, auch Arve genannt. Spaziere ich durch den nahen Thüringer Wald, rattert mir der schräge Vogel von irgendeinem Fichtenwipfel aus jede Wette sein merkwürdiges Schnarren entgegen, weil er mich für einen Unhold oder wenigstens einen Waldschänder hält. Dieses maschinenartige, recht schrille Schnarren ist seine häufigste und auffälligste Lautäußerung.

Um den geschändeten Wald geht es gerade auch in einem Artikel* Gerd Reuthers, der von Hause aus eigentlich Arzt, kein Förster ist. Aber eine unparteiliche Ursachenforschung findet so gut wie nicht mehr statt, beklagt Reuther. Schließlich hat man inzwischen den angeblich globalen »Klimawandel« als Hauptbösewicht, daneben verschiedene Käfer als Schädlinge ausgemacht. Jenes Gespenst *kann* man nicht; diese, die Käfer, *darf* man jedoch (als Naturfreund) nicht bekämpfen. Also geht es den Opfern selber an den Kragen, den kranken Bäumen. Sie werden kurzerhand großflächig abgeholt, so auch schon im Thüringer Wald. Was dabei nahezu ausgeklammert wird, sind die vielfältigsten, regional unterschiedlich auftretenden Umweltgifte, die wir dem *nachhaltigen* Treiben des »militärisch-industriellen Komplexes« verdanken, wie General Dwight

D. Eisenhower ihn einst taufte. Das hatte er erstaunlicherweise sogar als Warnung vor diesem Gebilde verstanden. Lassen Sie die bunte deutsche »Parteimaschine« noch zwei oder drei Jahrzehnte emsig sein, dann sieht es hier aus wie in vielen Mittelmeirländern: waldlos.

* Gerd Reuther, <https://www.manova.news/artikel/die-suizidale-natur>, 24. August 2024

Weiter unten erwähne ich meine Straffung von Remarques *Lissabon*-Roman. Darin schmuggelte ich ein weißes **Wiesel** ein, auch *Hermelin* genannt. Ich hatte es einmal auf meinem verschneiten Brennholzstoß ersehen. Nur die Schwanzspitze war dunkel gefärbt – deshalb sah ich es. Ein kleiner Schönheitsfehler meines Einbaus könnte allerdings die Jahreszeit sein, Frühherbst. Denn laut Internet wechselt das Hermelin frühstens im November zu seinem Winterkleid. Bis dahin ist es lediglich unterseits weiß, sonst braun gefärbt. Die fragliche verwaiste Landvilla lag in Südfrankreich:

>Für vier Tage blieben sie völlig allein. Sie streiften viel in dem Obstgarten und dem kleinen Park umher, der auf der anderen Seite der Villa angelegt worden war. Einige hohe Buchen, Linden, Eschen hatten sicherlich schon 150 oder 250 Jahre auf dem Buckel. Ihr Laub war bereits gelb oder rot. Es gab sogar eine Sonnenuhr und einen Teich. An diesem überraschten sie einmal ein weißes Wiesel. Es machte erschrocken Männchen und beäugte sie wahrscheinlich mit einiger Verwunderung.

»Dich würde ich gern mal auf den Arm nehmen und ein bißchen streicheln«, erklärte Helen dem schönen, schlanken Raubtierchen.

»Lieber nicht«, grinste Schwarz. »Es bisse dir gleich einen Finger ab.«

Während das weiße Wiesel buckelnd das Weite suchte, dachte Helen nach. Sie schüttelte ihren Kopf. »Man sollte die Natur nicht schlechter machen, als sie ist. Natürlich stellt sie kein Deckchensticken dar. Ihr Motto lautet 'Fressen oder gefressen werden!' Aber dieses Motto hat weder einen politischen noch einen persönlichen Zug. Die Natur will nicht herrschen, quälen, Rache nehmen wie etwa Georg, mein liebes Bruderherz. Sie benötigt keine Pässe, keine Arierausweise und keine sogenannten Sieger-Urkunden. Sie gibt ohne Dankbarkeit oder Schmeichelei zu erwarten, und sie nimmt ohne Bösartigkeit. Stimmst du mir zu?«

Schwarz tat es. Später fiel ihm ein, die Bösartigkeit sei vielleicht der Preis für die Liebe. Er hatte noch von keinem Wiesel gehört, daß empfunden hätte, was er für Helen empfand. Schlimm wurde es, wenn sich beide Bestrebungen in derselben Person verquickten. Leider kein seltener Fall. Diese Überlegung behielt er freilich für sich.<

Neuigkeit

*Lieber KO, mein Enkel hat mich als Spielverderber beschimpft. Er gabelte im Internet zufällig den 1982 veröffentlichten Kinderfilm **Bananen-Paul** von Richard Claus und Petra Haffter auf, in dem ein ausgerissener Zirkusbär eine ganze Kleinstadt in Panik versetzt, obwohl das Tier ein gutmütiger Bursche ist. Diese Idee fand mein Enkel »toll« und »originell« und was nicht noch alles. Da rieb ich mir freilich spontan den Bart und meinte, irgendwie erinnere mich die Idee an ein Glanzstück meiner Kindheit, nämlich an das 1952 erschienene Jugendbuch *Der Löwe ist los* von Max Kruse. Prompt schlug mein Enkel im Internet nach – und jetzt ist er beleidigt. Hätte ich lieber den Mund halten sollen? Ergebenst Ihr Ludwig D., Traben-Trabach.*

Lieber Herr D., zuweilen macht ja der Ton die Musik. Vielleicht klang Ihr Einwand etwas vorwurfsvoll oder besserwisserisch? Mich erinnert er an den Ex-Scherben-Frontman Rio Reiser, den ich hin und wieder in meinen CD-Player schiebe. Falls Sie es nicht wissen: 1986 rief sich Reiser mit einem Hit, wie sich rasch zeigen sollte, zum *König von Deutschland* aus. Da rollte die Mark, während ihm Plagiatsvorwürfe erspart blieben, soweit ich weiß. Über Adolphe Adams Komische Oper *Wenn ich König wär'* von 1852 war eben schon einiges Gras gewachsen. Inzwischen sind die Wiederaufbereitungs-Intervalle kürzer geworden. Aber grundsätzlich würde ich das Phänomen nicht verächtlich machen. Sie werden vielleicht wissen, von nichts kommt nichts – wir sind alle nur Varianten. Die Geschlechter und selbst die Weltgeschichte wiederholen sich unablässig. Eher würde ich über jene Leute Hohn ausgießen, die sich um jeden Preis mit »Neuigkeiten« hervortun müssen – im Falle von Produzenten neuer Automodelle selbstverständlich um einen möglichst hohen Preis. Leider gilt das Ganze auch, zu ungefähr 80 Prozent, für jegliche »moderne Kunst«, Literatur eingeschlossen. Jetzt erhoben die Jarrys, Schwabs und Baselitze die Aufgabe zur Norm, von der Norm abzuweichen. Dabei belief sich der Sinn der Aufgabe darauf, Ruhm und Einkommen des Neuerers zu mehren.

Der vielgefeierte schweizer »Dramatiker« Werner Schwab soff sich übrigens tot, sodaß er (1994) als knapp 36jähriger von uns ging. Mit Marcel Werner – der im *Bananen-Paul* einen Fotografen spielt – verhielt es sich ähnlich. Er war 1986 schon mit 34 für die

trockene Kiste reif. Nebenbei war er ein Sohn von Hanns Lothar. Und wem hatte dieser Vater, außer dem Schauspiel, gefrönt? Richtig, dem Saufen. Lothar starb mit knapp 38. Das soll nicht heißen, ich vertrate die vernagelte neo-darwinistische Lehre, der Apfel falle nie weit vom Stamm. Allerdings dürfte kaum ein Apfelbaum aufzutreiben sein, aus dem Billardkugeln oder Marsmännchen fallen. Wenn aber doch, hat sich vermutlich ein Neo-Dadaist einen Scherz erlaubt.

∞ Verfaßt 2023 für die Blog-Rubrik *Kummerkastenonkel*

Liest man die rund 12 Zeilen zum österreichischen Lehrer und Schriftsteller **Alfred Kolleritsch** (1931–2020), kommt man ins Grübeln darüber, ob man eher an *Brockhaus* oder eher an Kolleritsch zweifeln soll. Der sogenannte Talentförderer und langjährige Herausgeber der Literaturzeitschrift *manuskripte* hatte in Graz Germanistik, Geschichte und Philosophie studiert, dann vom dortigen *Akademischen Gymnasium* aus gewirkt. Achtung, jetzt führe ich das Sahnehäubchen des Eintrags an. »Sein eigenes Werk ist durch die sprachlich kunstvoll instrumentierte, Bild- und Zeichenhaftigkeit bewußt einsetzende Suche nach individuellen Freiräumen und geistigen Modellen zum Verständnis der Welt gekennzeichnet.«

Warum einfach, wenn es auch undeutlich, aufgeblasen und einschüchternd geht? Prompt stellt die SZ Willi Winklers Nachruf auf den »Dichtervater von Graz« den fremdwortelnden Hinweise voran: »Seine literarische Nachkommenschaft ist immens.« Alle VerehrerInnen sprechen von Kolleritschs verdienstvollem Kampf gegen das Immergleiche und Erstarrte beziehungsweise für das Neue und Moderne. Weg mit dem täglichen Nachtschlaf! Weg mit dem Brot, das schon die Germanen kauten und mit dem Leim, den bereits die alten Chinesen erfunden hatten! Als übernächstes Stichwort nach *Kolleritsch* bietet mein Universallexikon *Kolleteren* an. Es handelt sich um »Leim- und Drüsenzotten auf den Knospenschuppen der Winterknospen vieler Holzgewächse«. Sie schieden »ein Gemenge von Harz und Gummi ab, das die Schuppen miteinander verklebt«, etwa bei der Roßkastanie. Und bei den Sahnehäubchen.

∞ Verfaßt wohl 2018

Siehe auch → Bildende Kunst, Lyncker (Documenta u.ä.) → DDR, Tuchscheerer (Variantensucht) → Kränkung, CD (Aktualität, Neuigkeitswahn) → Lyrik, Weißer Rappe (Kunst) → Rechtschreibung, Jazz richtig

(Chargaff, Sucht nach Innovation) → Skandale (müssen frisch sein) → Blog R.: Erzählung *Kanonen laut Kanon* (Neugier)

Neun-Elf

Jetzt wird »das Jahrhundertverbrechen« (Anschläge in NYC und Washington D.C. 2001) schon seit 13 Jahren erörtert oder verschwiegen. SkeptikerInnen wiesen in turmhohen Stapeln von Veröffentlichungen auf die schreienden Ungereimtheiten der offiziellen Version hin – gleichwohl sind sich alle *Spiegel*-Journalisten und vergleichbaren SpeichelleckerInnen (allein in Deutschland ein Millionenheer!) nach wie vor nicht zu schade dazu, diese SkeptikerInnen mit der abgedroschensten Phrase der vergangenen Jahrzehnte zu beleidigen: *Verschwörungstheoretiker*. Diese SpeichelleckerInnen sind entweder dümmer oder ärmer als Stroh. Sie hatten nie die Gelegenheit, durch Privatstudien über ihre Schulzeit hinaus zu kommen, sonst hätten sie irgendwann begriffen, daß die Weltgeschichte nur aus Verschwörungen besteht. Als Judas Ischarioth mit den Römern tuschelte, lagen sie noch in den Windeln, und als US-Präsident Franklin D. Roosevelt seine Nation von einem »heimtückischen« Überfall auf den US-Stützpunkt Pearl Harbor in Kenntnis setzte, schissen sie ihre Windeln immer noch voll, diesmal aus Angst vor den zähnefletschenden Japanern.

Das war 1941. Teile der japanischen Führung waren verhandlungsbereit gewesen, liefen aber bei Roosevelt auf Eis. Dann erfolgte die Sperre der Öl-Exporte nach Japan, und sie kam bereits einer Kriegserklärung gleich. Dafür lag in Pearl Harbor, Hawaii, zufällig nur ein Teil der US-Kriegsflotte, der zudem überaltert war. Dem keineswegs links gestimmten US-Politiker und -Autor Patrick J. Buchanan zufolge* räumt sogar Roosevelt's Vorgänger Herbert Hoover in seinen 2011 veröffentlichten Aufzeichnungen über den Zweiten Weltkrieg und dessen Folgen ein, man habe damals »so lange im Klapperschlangennest gestochert«, bis die Staaten gebissen worden seien. Der Biß forderte auf amerikanischer Seite rund 2.400 Tote, also nicht viel weniger als 60 Jahre später der WTC-Anschlag. Aber *God's own country* starb keineswegs an diesem akrobatischen Biß ins eigene Bein; vor allem die US-Rüstungsindustrie genas wunderbar. Ziel war der Kriegseintritt gewesen, gegen den es vorher noch massive Widerstände gegeben hatte. Der sorgte dann für kräftigen weiteren Blutzoll der nordamerikanischen Bevölkerung. Und der japanischen in Hiroshima.

Statt jene Erörterung der 9/11-Anschläge noch einmal durchzukauen, möchte ich auf eine ausgezeichnete Verschwörungstheorie von Paul Schreyer hinweisen, die am 9. und 10. September 2013 im Online-Magazin *Telepolis* erschien und die, so weit ich sehe, bislang befreudlich wenig Beachtung fand. Da der Artikel ziemlich ausführlich ist, versuche ich mich im folgenden an einer knappen Zusammenfassung, die notwendigerweise auf den Löwenanteil von Schreyers Belegen und Argumenten verzichten muß.

Schreyers Ausgangspunkt gilt dem Motiv und dem Gewinn des üblicherweise unterstellten selbstmörderischen *Alkaida*-Angriffs von 2001. Beide seien nämlich schleierhaft. Schließlich zog man sich nur einen furchtbaren Rachezug der USA auf den Hals. Auch wurden keine Erklärungen abgegeben und keine (erpresserischen) Forderungen gestellt. Im Gegenteil, Bin Laden dementierte. Zwar tauchten sogenannte Indizien sowie »Geständnisse« von drei angeblichen Attentätern auf (Subaida, Binalshibh und Mohammed), doch die Indizien erwiesen sich als fadenscheinig, und die Geständnisse durften von niemandem überprüft werden. Die drei wurden versteckt gehalten und sehr wahrscheinlich gefoltert. Es gibt also keinerlei glaubwürdige Beweise für die Selbstmordthese, und wohl deshalb wurde Bin Laden nie wegen 9/11 angeklagt. Dafür wurden Ungereimtheiten und Manipulationen der Passagier-Listen und angeblich gefundener Pässe ruchbar, weshalb die Identität der angeblichen Entführer ungeklärt ist. Es gibt auch keine DNA-Beweise. Da liegt der Verdacht nahe, man habe nachträglich Saudis mit Pilotenlizenz in die Liste der Entführer geschmuggelt. Es kommt hinzu, daß die später spurlos verschwundene Pentagon-Maschine kunstvoll in einem engen »toten« Gebiet manövrierte, das streng geheim gewesen war.

Schreyer schlägt nun vor, die offiziell behauptete Verkettung *Entführung–Crash–Einsturz* zu hinterfragen. Vieles spräche nämlich dafür, daß die »Terroristen« lediglich die übliche Entführung planten, nach der sie dann Forderungen gestellt hätten, etwa bestimmte, ihnen teure Gefangene betreffend. Dadurch hätte sich günstigerweise auch der Einsatz von *Alkaida*-Profi-Piloten erübrigt. Und es erklärt, warum die »Terroristen« so wenig als Leute erscheinen, die im Begriff sind, aus dem Leben zu scheiden. Mit 20 teils entschlossenen, teils wankelmütigen Selbstmörдern auf einem Haufen hätten die DrahtzieherInnen der Aktion ohnehin ein großes Problem gehabt, sind doch jene kaum verlässlich steuerbar. Schreyer führt etliche offiziell bekannte Tatsachen an, die seine Entführungsthese untermauern. Unter anderem hatten sich verschiedene Geheimdienste fieberhaft bemüht, Leute in die *Alkaida* zu schleusen oder aber *Alkaida*-Kader umzudrehen. Wobei sie teils gegeneinander arbeiteten, wie das unter den Diensten so üblich ist. Jedenfalls hatten sie ihre Finger drin. Und Schreyer neigt zu der Annahme, die

Dienste hätten von der Entführung Wind bekommen und sie nun für eine eigene Inszenierung eingesetzt, die sogenannten Anschläge. Das hätte dem damaligen, inzwischen bekannten und nachweisbaren Diskurs in der Elite entsprochen, wonach aus zahlreichen geopolitischen und ökonomischen Gründen »eine Neuauflage von *Pearl Harbor*« wünschenswert sei, etwa in der Absicht, Saudi-Arabien und Pakistan wieder an den Westen zu binden, den Einbruch in der Rüstungsproduktion (Fortfall des Kalten Krieges) wettzumachen und allgemein die Bereitschaft zum Kriegführen in den Staaten und der gesamten Nato anzufachen, weil das die unzufriedenen Leute an der Heimatfront so schön zusammenschweißt.

Nach dieser Theorie sorgten also die wahren DrahtzieherInnen der Anschläge für eine Entführung der Entführer – sehr wahrscheinlich qua Fernsteuerung der mit Absicht sehr schnell fliegenden Maschinen, dabei im Rahmen von damals »zufällig« stattfindenden Luftabwehrübungen. Schreyer erläutert die Machbarkeit dieses Weges. Hier fügt sich natürlich auch der Einsturz der Türme ein, der unmöglich, wie offiziell behauptet, Bürobränden angelastet werden kann. Vieles spricht für eine kontrollierte Sprengung, wobei eben die Flugzeuge nur der Auslöser waren.

Schreyer räumt ein, ein solcher Ablauf würde ohne Zweifel eine ziemlich komplizierte Operation darstellen – während »Verschwörungstheoretikern« gemeinhin Vereinfachung vorgeworfen wird. Tatsächlich kamen ja auch etliche Fehler oder Pannen vor. Und dieser Ablauf hätte selbstverständlich strenge Geheimhaltung erfordert. Ist das glaubhaft? Schreyer meint, ja. So mußten keineswegs alle Experten, etwa für die Anbringung des mutmaßlichen Thermits, in den Plan einer Sprengung der Türme oder gar in den Gesamtplan der Operation eingeweiht gewesen sein. Weiter verweist Schreyer auf die erfolgreiche langwährende Geheimhaltung solcher Projekte wie *Manhattan* und *Gladio*. Den Eingeweihten werden große Anreize geboten – andererseits, für den Fall des Verrats, ein sicherer vorzeitiger Tod. Es ist ja nebenbei auch zu vermuten, daß bereits verschiedene, zu gefährliche *9/11*-Zeugen beseitigt worden sind. Unter ihnen vielleicht jene vier Personen, die Schreyer in seiner Schlüsselelle erwähnt:

Nach einer merkwürdigerweise wenig bekannten und erörterten Tatsache sollte am 11. September 2001 noch eine fünfte Maschine entführt werden. Es handelte sich um den Flug *United 23* Richtung Los Angeles, planmäßiger Abflug in New York 8 Uhr 30. Diese Tatsache trifft sich mit der anderen, durchaus bekannten Merkwürdigkeit, daß am Anschlagstag auch das World Trade Center 7 in sich zusammenfiel, obwohl es noch nicht einmal von einem Klapperstorch getroffen worden war. Schreyer hält es für denkbar, man konnte damals nicht mehr umdisponieren, nämlich die Sprengung von WTC 7 kurzfristig

aussetzen. Zwar befanden sich unter den Passagieren jenes Fluges, in der ersten Klasse, »zufällig« auch vier arabische Personen – doch der Flug hatte Verspätung. Und aufgrund des an jenem Vormittag erlassenen Startverbots für alle Flugzeuge in den USA hob diese Maschine nicht mehr ab. »Alle Passagiere gingen wieder von Bord, die vier Araber verschwanden. Ihr Gepäck, das sie später nie abholten, enthielt Terror-Anleitungen.« Das *FBI* habe die Crew wiederholt zu diesen Männern befragt, doch ihre Namen seien nie veröffentlicht worden. »Sie wurden nicht gesucht, nicht aufgespürt, nicht festgenommen. Sie waren einfach verschwunden, und niemanden schien das zu stören.«

Eine nächste hübsche Geschichte hat sich soeben ganz real in Südhessen ereignet. Dem Ereignis fiel am Sonntag, den 2. Februar 2014 um 10 Uhr vormittags der 116 Meter hohe Universitätsturm von Frankfurt am Main, auch als *AfE-Turm* bekannt, zum Opfer. Fachleute sprengten ihn kunstgerecht. Es habe sich um das höchste Gebäude in Europa gehandelt, das je dem Erdboden gleich gemacht wurde, betont die Internet-Ausgabe der *FAZ* vom selben Tag. Ich glaube, die Betonung liegt dabei nicht auf Europa ...

Damit wir die Präzision dieses Abrisses hinreichend bewundern können, ist die *FAZ* so freundlich, zu ihrem Bericht, der von rund 30.000 Schaulustigen, 50.000 Tonnen Schutt aus Beton und Stahl und einer riesigen Staubwolke spricht, ein ungetrübtes Video zu präsentieren. In der Tat sackt der *AfE-Turm* nach dem Countdown binnen weniger Sekunden beinahe kerzengerade in zwei Phasen in sich zusammen, erst der Mantel, gleich darauf der Kern, wobei an den präparierten Stellen kleine Sprengwölkchen seitlich herausschießen. Erst dann kommt der Staub. Es wäre allerdings noch freundlicher gewesen, wenn die *FAZ* auch gleich die bekannten Filmaufnahmen daneben gestellt hätte, die vom Einsturz von zwei noch höheren Wolkenkratzern in New York City im Jahr 2001 auf uns gekommen sind. Dann hätten wir bequemer vergleichen können. Das Ergebnis: kein nennenswerter Unterschied. Der Laie könnte fast zu dem Schwur verleitet werden, in New York seien offensichtlich ebenfalls Sprengexperten am Werk gewesen.

Der Abriß in Frankfurt war nicht eben billig. Die zuständige Firma *AWR Abbruch GmbH* spricht im Sinne der erwähnten Staubwolke von einem »siebenstelligen« Betrag, also von entweder 1,1 Millionen oder 9,9 Millionen Euro. Nun wissen wir aber, laut der offiziellen Darstellung des New Yorker 9/11-Anschlages waren noch nicht einmal die Flugzeuge, vielmehr nur das von deren Kerosin ausgelöste Feuer in den Bürotürmen für den sekundenschnellen, nahezu kerzengeraden Einsturz ausschlaggebend. Das Feuer hatte das King-Kong-starke Stahlskelett der Türme zerschmolzen. Ein gewitzter Blogger, der mir soeben beim Recherchieren unterkommt, fragt sich deshalb, ob es zukünftig nicht weitaus einfacher und preiswerter wäre, vergleichbare Wolkenkratzer mit Hilfe von einigen

Kanistern Benzin und einem Feuerzeug abzureißen. Statt, wie in Frankfurt, über Monate hinweg 1.400 Löcher zu bohren und mit 950 Kilo *Nitropenta* zu füllen. Der Vorschlag besticht im ersten Augenblick, doch dann wird einem klar, er vernachlässigt den berüchtigten Arbeitsmarkteffekt. 1.400 Löcher! Die bohrt der Chef wohl kaum eigenhändig an seinem freien Samstagnachmittag.**

∞ Verfaßt 2011/2014, ursprünglicher Titel »10 Jahre 9/11«, stark gekürzt

* Buchanan und Einar Schlereth im <https://einarschlereth.blogspot.de/2011/12/hat-franklin-d-roosevelt-pearl-harbor.html>, Dezember 2011

** 2019 wiesen Fachleute der *Universität Alaska Fairbanks (UAF)* in einer dicken Studie nach, die offizielle Version, WTC 7 sei durch Feuer eingestürzt, ist unhaltbar. Die »Hulsey-Studie«, wie sie auch genannt wird [http://ine.uaf.edu/media/222439/uaf_wtc7_draft_report_09-03-2019.pdf, 3. September 2019], läßt vielmehr nur den Schluß zu: der nie von einem Flugzeug berührte Wolkenkratzer wurde gesprengt. Bezeichnenderweise wurde die Vermeldung der Veröffentlichung dieser für Daniele Ganser »sensationellen« Forschungsarbeit [<http://www.nrhz.de/flyer/beitrag.php?id=26188>, 11. September 2019] von den hiesigen Mainstream-Medien, soweit ich sehe, »flächendeckend« unter den Tisch gefegt.

Nobel, Emil (1843–64), mit 20 Jahren Opfer des Fortschritts (seines Bruders). Den *Nobelpreis* kennt natürlich jeder. Bekanntlich läßt er in jedem Herbst, wenn die Blätter fallen, den Aktienkurs einiger Dichter und Denker emporschnellen, wodurch freilich auch der Preisstifter in aller Munde, wenn auch nur in den wenigsten Gehirnen ist. Wir werden ihn uns gleich vorknöpfen. Die Dotierung des von Alfred Nobel um 1900 gestifteten Preises stand 2020 auf rund 950.000 Euro je Kategorie. Ich fürchte, nur wenigen der vielen, die schon für den Nobelpreis vorgeschlagen worden sind, wäre er gar zu peinlich. Ein Arthur Koestler, dem niemand mangelhaften Ehrgeiz vorwerfen kann, hätte den Nobelpreis schon deshalb mit Handkuß genommen, weil sich dann Simone de Beauvoir, die er angeblich einmal verführte, und der Anwalt der Sowjetunion Jean Paul Sartre einträchtig schwarz geärgert hätten.

Sartre selber lehnte den Nobelpreis (1964) erfreulicherweise ab. Laut Beauvoirs Erinnerungen scheint ihn allerdings nicht die Herkunft des Geldes bedrückt zu haben; ihm ging die politische Instrumentalisierung des Nobelpreises (im Kalten Krieg) gegen den Strich. Jedenfalls darf vermutet werden, Sartre hätte sein Preisgeld wohl kaum in ein neues Badezimmer seiner Villa gesteckt – wie Mauriac. Chruschtschow ist der Nobelpreis nie angetragen worden, obwohl er sich fast so glänzend wie Schiller als Tyrannenmörder in Szene zu setzen verstand. Trotzdem mußte er nicht auf jeglichen Westkomfort verzichten.

Beauvoir in ihren Erinnerungen: »Er zeigte uns das Schwimmbad, das er sich am Meeresufer hatte einrichten lassen; es war ungeheuer groß und von einer Glaswand umgeben, die man durch einen Knopfdruck öffnen konnte: selbstgefällig führte er uns das Manöver mehrere Male vor.«

Heinrich Böll und Elias Canetti verweigerten sich 1972 und 1981 dem Nobelpreis nicht. Bei Canetti verblüfft das wenig, ist er doch möglicherweise noch eitler als Chruschtschow und Grass zusammen gewesen. Bölls Kohle ging wohl teilweise in nach ihm benannte (grüne) Stiftungen ein, die sich später als Schmieden glühender Karrieristen entpuppten, wobei Claudia Roth der eigene Nachname zustatten kam. Otto Krätz hat neulich (2002) darauf hingewiesen, in 100 Jahren seien nur 29 Frauen, dagegen 700 Männer eines Nobelpreises für würdig befunden worden. Möge Roth sich also strecken; im Bereich des Friedens ist immer etwas zu machen. Bekanntlich wird der Nobelpreis nicht nur für Literatur vergeben. Zum Beispiel erhielt ihn 1945 (rückwirkend für 1944!) der Chemiker Otto Hahn wegen seiner Verdienste um die Kernspaltung. Soweit ich weiß, hatte Hahn die Zeit von 1928 bis Kriegsende recht angenehm überstanden, nämlich als Direktor des *Kaiser-Wilhelm-Instituts für Chemie* in Berlin-Dahlem. Ein prominenter Institutskollege von ihm war Fritz Haber gewesen, der den Nobelpreis 1918 für die Erfindung des Kunstdüngers eingesackt hatte. Weil das schon fragwürdig genug war, sah man über Habers Beteiligung an der Entwicklung des Giftgases hinweg. Sie spielte eine Rolle beim Selbstmord seiner Gattin Clara → Immerwahr.

Zwar nahm auch der britische Dramatiker Harold Pinter (2005) den Nobelpreis an, doch war er immerhin mutig genug, in seiner Preisrede die Verbrechen des US-Imperialismus und von dessen Spießgenossen anzuprangern. Damit zum Frieden. Mit Preisträger Henry A. Kissinger wurde 1973 auf bis dahin selten dreiste Weise der Bock zum Gärtner gemacht. Christopher Hitchens kam in seinem Kissinger-Buch von 2001 aufgrund neuer Dokumente zu dem Schluß, der US-Außenminister habe den Vietnamkrieg keineswegs beenden, vielmehr in die Länge zu dehnen geholfen. Erwiesen ist, daß Kissinger als Sicherheitsberater des Präsidenten Nixon an den völkerrechtswidrigen Flächenbombardements in Laos und Kambodscha beteiligt war und zu den Drahtziehern jenes Militärputsches zählte, der unter anderem dem chilenischen General René Schneider und 1973 dessen gewähltem sozialistischem Präsidenten Salvador Allende das Leben kostete. In jener Zeit sei Kissinger ohne jeden Zweifel der faktische Chef sowohl der »verdeckten« Auslandsoperationen wie der Ausspionage der eigenen BürgerInnen durch die CIA gewesen, läßt sich bei deren Chronisten Tim Weiner (2007) lesen. Was Barack Obama angeht, wie zahlreiche Schurken vor ihm vor den Wahlen zum

»Hoffnungsträger« gestylt, habe ich schon keine Lust mehr, von ihm zu reden. Er bekam den Friedenspreis 2009, bevor er Libyen plattmachen ließ.

Auch vom Preisstifter Alfred Nobel her folgt der Kriegsnobelpreis konsequent der Tradition. Vater Immanuel hatte sich mit Rüstungsgeschäften am Krimkrieg (1853–56) gesund gestoßen; wegen unglücklicher Kräfteverteilung an diplomatischer Front ging er dann aber trotzdem bankrott. Sohn Alfred half aus der Patsche, indem er (1866) das Dynamit erfand. Schon einer der ersten, vorausgehenden Laborversuche, in einem Schuppen auf dem väterlichen Anwesen im Süden Stockholms im Verein mit wechselnden Mitarbeitern vorgenommen, führte zu einer mittleren Katastrophe. Am 3. September 1864 lagerten 123 Kilogramm Nitroglyzerin im Schuppen. Als der Schuppen um 10 Uhr 30 in die Luft flog, wanderten fünf Personen mit: voran Alfreds jüngster Bruder, der knapp 21jährige Emil Nobel, dazu der Ingenieur Hertzman, die Dienstmagd Maria, der Laufbursche Herman und der Tischler Johan Peter Nyman. Einem zeitgenössischen Reporter zufolge waren lediglich »formlose Massen von Fleisch und Knochen« von ihnen übrig geblieben. Alfred war während dieser Explosion zufällig außer Haus gewesen. Soweit zum Auslöser dieser Betrachtung, Emil.

Dies alles konnte Alfred nicht daran hindern, eine Aktiengesellschaft zu gründen und für zahlreiche weitere Explosionen zu sorgen, bei denen zunächst die eigenen Fabrikgebäude oder Leute zu Schaden kamen. Ab 1866 hatte auch das deutsche Volk an dieser Entwicklung teil: Nobel eröffnete eine Fabrik in Hamburg-Krümmel und wohnte sogar einige Jahre dort. Bald nach dem Ersten Weltkrieg wird sie von dem einheimischen Riesenkonzern *IG Farben* übernommen, weil dieser bereits den Zweiten Weltkrieg wittert. Allein die »eigenen« Toten verschiedenen deutscher Sprengstoff-Fabriken* hätten wahrscheinlich für die Gründung der *Deutschen Kriegsgräberfürsorge* (1919) ausgereicht. Im September 1939 sind auf dem zerfurchten Gelände in Krümmel, das später noch durch ein Atomkraftwerk gekrönt wird, um 3.000 Leute beschäftigt. Als *stern*-Reporter Günther Schwarberg 1986 eine Geschichte über die noble Krümmelei schreibt, wird sie von seiner (in Hamburg sitzenden) Chefredaktion abgelehnt.

Alfreds Goldgrube war der Panamakanal, mit dessen Bau 1879 begonnen wurde. Er verschlang Unmengen an Dynamit – nebenbei auch ungefähr 50.000 vom Gelbfieber dahingeraffte Kanalarbeiter. Nach 10 Jahren ging die französische Baugesellschaft in Konkurs, wodurch tausende von Kleinanlegern ihre Ersparnisse loswurden. Otto Krätz: »Einzig Nobel war der große Gewinner.« Der sah sich nie bemüßigt, auch nur einen Nachruf auf die Opfer seiner skrupellosen Sprengstoffproduktion zu verfassen. Er habe sich auch niemals öffentlich mit dem Mißbrauch und dem militärischen Gebrauch seiner

Produkte auseinandersetzt, schreibt -ju-.* 1888 ließ sich der geschäftstüchtige Schwede sein rauchfreies Schießpulver *Ballistit* patentieren, das, nach -ju-, überhaupt erst den Bau von Maschinengewehren ermöglichte. Dafür bemitleidete sich Nobel als einen verkannten Dichter. Er starb 1896. Offenbar brachte er niemals etwas Genießbares zu Papier – außer der Unterschrift unter jenes Testament, mit dem er Bares für geniale GeistesarbeiterInnen stiftete, um sich für alle Zeiten in deren Abglanz sonnen zu können. Mal sehen, wer sich noch alles von diesem Lumpen aushalten lässt.

∞ Verfaßt 2022

* -ju-, Artikel »Dynamit« auf der Webseite der *Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte*, Stand September 2020: <https://geschichte-s-h.de/dynamit/>

Norm

Am Fließband Während meine Kollegen Zigarettenpause machen, schlendere ich durch eine benachbarte Halle. Sie ist von Fertigungsstraßen durchzogen. Offenbar Motorenbau. Hier ist die Belegschaft eher dünn gesät. Wir befinden uns bei *DaimlerChrysler* in Mannheim; das Werk gleicht einer Stadt in der Stadt. Es beschäftigt rund 10.000 Leute und vermutlich hundertmal so viele Maschinen. Unsere Kunden sind die zahlreichen Bürokraten der Fabrik. Hört man hinten auf, ihnen einen neuen Teppichboden unter die Füße zu legen, kann man vorne wieder anfangen. Für unseren Chef ohne Zweifel eine sichere Bank, solange er nur darüber im Bilde ist, welchem der vielen Bürokraten er gerade die Füße zu küssen hat.

Plötzlich bleibe ich gebannt stehen. Vor mir ein Automat, der Adolf Hennecke oder Arnold Schwarzenegger zu spielen scheint. Einem gravierten Schild zufolge wurde er gerade erst gebaut und installiert, 1999. Er hat Ölspritzdüsen in die Zylinderkurbelgehäuse von wahlweise 4- oder 6-Zylindermotoren einzupressen. Sein Rythmus ist bald durchschaut. Von rechts, auf genoppten Tablets in Reih und Glied angeordnet, kommen die Ölspritzdüsen angefahren. Ein armähnlicher Roboter greift sich nacheinander vier Düsen und setzt sie in eine jeweils im Zylinderabstand vorrückende Schubleiste. Die ruckartigen, gleichsam eckigen Bewegungen des künstlichen Arms kommen mir allerdings eher makaber als rythmisch vor. Nach Umsetzen der vierten Düse fällt er jäh in Starre, weil inzwischen von links her das nächste Zylinderkurbelgehäuse eingetroffen ist. Es wird von dem übergeordneten, verdammt wuchtigen Roboter erfaßt, der entfernt an ein Gebiß

erinnert. Er packt sich das Gehäuse, um es um 90 Grad nach oben zu kippen. Jetzt liegt es an der Linie der Schubleiste, die bereits vorgefahren ist. Dem Gaumen des Überroboters entwachsen so etwas Ähnliches wie vier (wahlweise sechs) Hände. Damit greift er den Satz Ölspritzdüsen, hebt ihn empor und bringt ihn genau über den Zylinderöffnungen des gekippten Gehäuses in Stellung. Jetzt senken sich sozusagen separate »Daumen« aus des Überroboters Gaumen. Sie pressen die Ölspritzdüsen in die Zylinder. Dann fahren sie wieder hoch. Das »Gebiß« kippt das mit Ölspritzdüsen versehene Gehäuse auf das Fließband zurück. Während Fließband und Gehäuse vor dem armähnlichen Roboter abkurven, schnappt sich dieser die nächsten vier Ölspritzdüsen vom Tablett, weil inzwischen das nächste Zylinderkurbelgehäuse naht.

Ich reiße mich los. Die Zigarettenpause meiner Kollegen habe ich ohnehin schon überzogen. Das wäre etwas für »Feudel«, unseren Stift, sage ich mir. Er hat neuerdings Liebeskummer. Ich sollte ihm diesen Automaten empfehlen. Feudel könnte sein Herz aufs Fließband legen; der Automat würde es ungerührt um 90 Grad nach oben kippen, um es mit Ölspritzdüsen zu versehen.

∞ Verfaßt 2001

Siehe auch → Angst, Querfeldein (AußenseiterInnen) → Ankommen → Gesundheit, Toschke (AußenseiterInnen) → Handwerk, Zollstock + Schöne Ehe → Komik, Verlassene Gefühle (FG Jünger) → Mehrheitsdenken → Rechthabertum

Vorausgesetzt, einer hat zunehmend Schwierigkeiten gutes Lesefutter aufzutreiben. Nun stößt er in seinem *Brockhaus* (Band 16 von 1991) auf den Eintrag zum irisch-englischen, zumindest zeitweise vielgespielten Dramatiker **Sean O'Casey** (1880–1964). Zwar macht sich der Lesehungrige gar nicht so viel aus Dramen, aber als geborener Einfaltspinsel klammert er sich an die abschließende Bemerkung: »Seine sechsbändige Autobiographie (1939–56) schildert eindrucksvoll seinen Werdegang und gilt als Meisterwerk der Gattung.«

Also besorgt er sich das Meisterwerk. Er ergattert sogar ein kaum gelesenes antiquarisches Exemplar der deutschsprachigen *Diogenes*-Ausgabe*, die in typografischer Hinsicht nichts zu wünschen übrig lässt, von der Fadenheftung bis zum grünen Leinenumschlag, und alles für schlappe 18 Euro. Da verschmerzt man den Schutzumschlag leicht, zumal O'Casey im Inneren mit einer farbenprächtigen Bilderflut aufwartet. Jeden

empfindlichen Einfaltspinsel muß sie an die Wand drücken. O'Casey, der Inselbewohner, liebt überhaupt das Ausufernde ungemein. Er schwafelt und verurteilt und wiederholt sich wie ein roter Priester (der er ja wohl auch war). Striche man allein seine ewig gleichen Ausfälle gegen Kirche und Klerus, hätte man von den sechs Bänden des Werkes schon drei eingespart. Er wirft bedenkenlos mit Blumigkeit und nichtssagenden Phrasen um sich, bis man kaum noch ein Körnchen jener »Wahrheit« sieht, die er so gern beschwört. Sein Humor beläuft sich überwiegend auf Ironie; seine selbstkritischen Bemerkungen sind eher dünn gesät. Ich will nicht gerade behaupten, er sei so ein selbstgerechter und engstirniger Kotzbrocken wie der (von Minetti gespielte) Zirkusdirektor aus Thomas Bernhards Stück *Die Macht der Gewohnheit* (1974) gewesen, aber viel dürfte da nicht fehlen. Immerhin bricht er eine Lanze für die durchweg versklavten Kinder und Frauen Europas, wenn er sich auch stets eine Hausgehilfin oder ein Kindermädchen hält, vielleicht auch beides. Seine Gattin Eileen war Schauspielerin. Natürlich hält er auch den Fortschritt hoch, voran die Elektrizität, das Wunderland USA – und das gelobte Land SU.

Für was der Dramatiker, der sich endlos über den fehlgeschlagenen oder halbherzigen Befreiungskampf der Iren ausläßt, bei seiner Nordamerikareise bestenfalls ein Hühnerauge hat, das ist die IndianerInnenfrage. Als gälischer Patriot scheint er sie gar nicht zu kennen. Vielleicht glaubte er, die beeindruckenden Wolkenkratzer seien lediglich mit Hilfe einiger Gastarbeiter hochgezogen worden, die dann wieder nach Hawaii oder Feuerland heimkehrten, etwa Sitting Bull, von dem man zuweilen liest. Im letzten Band seines Meisterwerkes – Eileen liegt gerade schwanger in einer schäbigen Londoner Privatklinik – kommt er doch noch auf die IndianerInnen zurück. Er stellt fest: »Die fürsorglichen Überlegungen, die man der geistigen und körperlichen Entwicklung des englischen Kindes widmet, sind nicht die eines zivilisierten Volkes, sondern stehen auf der Stufe eines primitiven Palavers, das in einer Wigwamberatung unter einem Dach aus Kuhhäuten abgehalten wird.« (S. 27)

Wenn diese Prosaarbeit des Dramatikers als Meisterwerk gelten sollte, würde man doch gern wissen, wer es warum dazu erklärt hat. Vielleicht Arthur Miller, der sie in seinen Erinnerungen »wunderbar« und O'Casey ein »Genie« nennt?** *Brockhaus* verrät es nicht. Das Urteil wird so anonym abgegeben, wie es im sogenannten Kanon dann auch bleibt. Der Kanon ist allmächtig, unwiderruflich, unsichtbar und unbelangbar – gerade so wie Gott.

Ich möchte O'Casey nicht verlassen, ohne auch noch George Orwell eins überzu ziehen. Ich kann dabei an einer kleinen Schlammschlacht anknüpfen, die die Kollegen gegeneinander schlugen. Beide Schriftsteller lebten damals in England, doch der erste war

bekanntlich Ire. Merkwürdigerweise wird dieser Streitfall in Michael Sheldens umfangreicher Orwell-Biografie von 1991 ausgespart***, jedenfalls soweit ich mich erinnere, und auch nach Ausweis des Registers. Laut Register wird der Ire nur einmal erwähnt (auf S. 585), nämlich als Bestandteil einer privaten Liste Orwells, die über 100 Sympathisanten, wenn nicht gar Agenten des Sowjetkommunismus enthielt. Neben O'Caseys Name stehe der Zusatz: »Strohdumm«. Diese Einstufung würde sich natürlich gut mit O'Caseys Geschichte von Orwells frühem Roman *Eine Pfarrerstochter* (1935) decken, falls sie stimmt. Das darf man wohl annehmen. Wäre sie erfunden oder verfälscht, hätte Sonia Brownell, Orwells Erbin, sicherlich eine Verleumdungsklage angestrengt; die Frau hatte Haare auf den Zähnen. Nach O'Caseys Darstellung im sechsten und letzten Band seiner Autobiografie (S. 134/35) hatte ihm damals Verleger Gollancz die Druckbogen der *Pfarrerstochter* mit der Bitte geschickt, dieses Werk, das streckenweise dem Besten von Joyce gleichkäme, zu lesen und möglicherweise eine in der Werbung zitierfähige, also griffige, günstige Zeile darüber zu erübrigen. Dieses Anliegen schmetterte O'Casey ab, weil er das Werk für mangelhaft hielt. Es könne noch nicht einmal als gelungene Joyce-Nachahmung angesehen werden, teilte er Gollancz mit. Orwell habe genausoviel Aussicht, die Größe von Joyce zu erreichen, wie eine Meise Aussicht habe, sich in einen Adler auszuwachsen.

Übrigens war Orwell selber nicht gerade von seiner *Pfarrerstochter* erbaut. Shelden zufolge (S. 288/89) hatte er »eine ausgesprochen schlechte Meinung« von dem Buch und bezeichnete es in einem Brief sogar kurz und bündig als »Mist«. Doch in diesem Fall stellte er wohl seinen Rachedurst über seine Selbsterkenntnis, sonst hätte er 10 Jahre später kaum so kräftig gegen O'Casey vom Leder gezogen – zumal er soeben (1945!) im Begriff stand, sich in einer kleinen Betrachtung mit dem Titel »Rache ist sauer« *gegen* das verbreitete Bedürfnis sich zu rächen auszusprechen.

Laut übereinstimmender Angabe von US-Historiker Arthur Mitchell (1998)**** und dem Belfaster Blogger Brian John Spencer (2016)***** brachte der *Observer* im Oktober 1945 einen Verriß des dritten Bandes der O'Casey-Autobiografie aus Orwells Feder. Für den irischen Dramatiker war das ein »Martergeschrei«, wie im sechsten Band (S. 127–37) zu lesen ist – weit entfernt von der »Redlichkeit«, die Orwell bekanntlich ringsum bescheinigt werde. Verfährt aber O'Casey untadeliger? Bevor er überhaupt zur Sache kommt, nämlich zu Orwells Kritik an Band 3, hält er sich zweieinhalb Seiten damit auf, ein allgemeines Schauerbild von Orwells in Tuberkulose, Pessimismus und Proletariatsferne verwurzeltem »krankhaftem Geist« und der entsprechenden »Wehleidigkeit« zu malen. So eingestimmt, können unbedarfte LeserInnen nur befürchten, von solch einem Invaliden

sei keine aufbauende Kritik zu erwarten. »Kampfgeist«, so O'Casey weiter, habe Orwell nie besessen. Dessen Gastspiel als republikanischer Partisan im Spanienkrieg klammert O'Casey großzügig aus. Orwells jüngste Bücher *Farm der Tiere* und *1984* macht der Ire natürlich schlecht. Aber was hat dies alles mit Sean O'Caseys Autobiografie zu tun? Nun, die angeführten Werke wurden ja leider viel gelesen, wie O'Casey selber einräumt, und hier dürfte der neidvolle Hase im Pfeffer liegen. Orwell war sehr erfolgreich – O'Casey nicht.

In der Sache selber hat O'Casey wenig Entkräftung zu bieten. Weist er Orwells Vorwurf zurück, er schmähe in einem fort England, hat er sicherlich recht; es bleibt jedoch oberflächlich. Vom starken romantischen, durch Heimatgefühl beflügelten Zug seines gälischen Nationalismus spricht O'Casey lieber nicht – falls er ihn sich überhaupt eingestehen könnte. Ferner geht er auf Orwells Kritik am nebelhaften und narzistischen Stil des dritten Bandes nicht wirklich ein – er ironisiert sie nur, wie er leider vieles lediglich ironisiert. Dann lässt er das Ganze in einem für ihn typischen erfundenen und wieder schön ausufernden Kneipendialog enden, in dem er noch einmal Gelegenheit hat, seinen Widersacher Orwell als »aufgeblasenen Dummkopf« zu bezeichnen. Im folgenden teile ich Auszüge aus Spencers, allem Anschein nach korrekter Wiedergabe der im *Observer* erschienenen Rezension mit.

But the cloudy manner in which the book is written makes it difficult to pin down facts or chronology. It is all in the third person (»Sean did this« and »Sean did that«), which gives an unbearable effect of narcissism, and large portions of it are written in a simplified imitation of the style of Finnegans Wake, a sort of Basic Joyce, which is sometimes effective in a humorous aside, but is hopeless for narrative purposes.

However, Mr O'Casey's outstanding characteristic is the romantic nationalism which he manages to combine with Communism. This book contains literally no reference to England which is not hostile or contemptuous.

So far as Ireland goes, the basic reason is probably England's bad conscience. It is difficult to object to Irish nationalism without seeming to condone centuries of English tyranny and exploitation. In particular, the incident with which Mr O'Casey's book ends, the summary execution of some twenty or thirty rebels who ought to have been treated as prisoners of war, was a crime and a mistake.

Als ich diese Anwürfe las, meinte ich mich allerdings zu erinnern, Orwells eigene, nur diesmal britisch gefärbte patriotische Ader sei ebenfalls recht geschwollen gewesen. Shelden stellt sie etwa auf den Seiten 437–39 heraus. Konsequenter Anarchisten könnte sie glatt den Kragen platzen lassen. Gewiß sei Großbritannien ein kapitalistisch-imperialistisches Land, räumte Orwell ein, und wenn es hart auf hart komme, werde sich

auch Chamberlains »Demokratie« in ein faschistisches Regime verwandeln. Aber! Aber jetzt, unter Hitlers Ansturm, stellte sich auch Orwell, der Ex-Spanienkämpfer und eingefleischte Rebell, den Kriegsanstrengungen der Nation zur Verfügung. Er verrate seine linken Überzeugungen nicht, wenn ihm bloß die Verteidigung seiner Heimat am Herzen liege. Er orakelt vom »inneren Bedürfnis nach Patriotismus und militärischen Tugenden, für die, so wenig sie den weichlichen Angsthasen der Linken auch gefallen mögen, noch kein Ersatz gefunden worden ist.« Das ist gefährliches Gewäsch, weiter von kritischer Analyse entfernt wie ein Zwerghaucher von einem Pelikan.

Nach Mitchell hatte sich Orwell für Irland, das er auch nie betreten habe, lange Zeit nicht sonderlich interessiert. Dann habe ihn jedoch die Neutralität im Weltkriegsschehen aufgeregt, die das »scheinunabhängige Irland« erklärte; sie schloß auch Verweigerung alierter Luftwaffen-Stützpunkte ein. Allerdings führt Mitchell auch die Versicherung eines engen Orwell-Freundes an, Christopher Hollis, von allen Gefühlen Orwells sei die Vaterlandsliebe das tiefste Gefühl gewesen, eben die Liebe zu England, nur habe er nie akzeptieren geschweige denn nachvollziehen können, daß andere aus anderen Vaterländern stammen und dieselben nicht minder stark lieben und verteidigen könnten.

Freilich war auch der kritische Blick seines Widersachers O'Casey nur dann scharf, wenn er nicht O'Caseys gut gehegte »inneren Bedürfnisse« zu beschneiden drohte. Auf Seite 151 seines sechsten Bandes erwähnt der Ire Hitlers Überfall auf Polen. Aber weder hier noch sonstwo hält er es für sinnvoll, den kurz zuvor abgeschlossenen »Hitler-Stalin-Pakt« vom August 1939 zu streifen, der Hitler jenen Überfall erst ermöglicht hatte. Wo liegt hier die Unredlichkeit? Seine »Behandlung« des Zweiten Weltkrieges an dieser Buchstelle ist überhaupt kennzeichnend für O'Caseys blumig-nebelhafte Darstellungsart, die sich mit Daten, Quellenhinweisen bei Zitaten und zwingender Argumentation nicht aufzuhalten braucht, jedoch den Eindruck von Satire erweckt und den Mangel dadurch entschuldigt. Es ist eine leichtfertige bis unverantwortliche Darstellungsart, und das nicht nur im Fall eines autobiografischen Werkes. Wenn sie einer »strohdumm« nennt, wie oben erwähnt, kann ich es ihm eigentlich nicht verdenken. Wobei die Spitze des Strohhalms in O'Caseys Fall der unausrottbare Wunsch sein dürfte, sich mit aller Gewalt als »Dichter« zu präsentieren, als begnadeter Maler am Himmel der Poesie.

Allerdings könnte man einige Ausfälle Orwells ebenfalls leichtfertig oder unverantwortlich, vielleicht sogar faschistisch nennen. Laut Spencers Wiedergabe leitet der Engländer seine Besprechung des dritten Bandes der Autobiografie O'Caseys mit dem Satz ein: »W.B. Yeats said once that a dog does not praise its fleas, but this is somewhat contradicted by the special status enjoyed in this country by Irish nationalist writers.«

Bekanntlich pflegt man Flöhe mit einem Daumendruck auszulöschen, falls man ihrer habhaft wird. Was die meisten Kunstschaffenden dieses Planeten vordringlich zu verbinden scheint, ist der Haß – aufeinander.

∞ Verfaßt 2022

* o.J., Lizenzausgabe nach: Paul List Verlag, Leipzig, 1957–63

** Arthur Miller, *Zeitkurven*, Fischer-TB-Ausgabe 1989, S. 424

*** Michael Shelden, deutsch bei *Diogenes* 1993, hier als Taschenbuch, Zürich 2000

**** Artikel »George Orwell & Sean O'Casey«, 1998, hier auf <https://www.historyireland.com/20th-century-contemporary-history/george-orwell-sean-ocasey/> / Kurzvita Mitchells hier:

https://www.sc.edu/about/system_and_campuses/salkehatchie/faculty-staff/mitchell_arthur.php

***** <https://brianjohnspencer.blogspot.com/2016/07/george-orwell-on-ireland-ctd.html>, 1. Juli 2016

Vielleicht können Sie mir eine Auffächerung des **Ofens** nach Sorten und Marken erlassen. *Brockhaus* behauptet, »aus Zweigen und Lehm geformte« Backöfen habe man bereits in der Jungsteinzeit gekannt. Für mich zählt der Zimmerofen zweifellos zu den 10 bedeutensten Erfindungen der Menschheit, höchstens in den Tropen nicht. In Westberlin zog ich von einem mächtigen Kachelofen zum nächsten um und fragte mich jedesmal, wie ein fünfgeschossiges Mietshaus diese ganzen, übereinander gestapelten Monstren nur aushalten kann. In meiner jüngsten Bleibe erfreue ich mich seit Jahren desselben schlichten, anhänglichen und zuverlässigen Dauerbrandofens, wie er einst (1877) aus Irland auf uns gekommen sein soll. Ein Kaminfegefermeister versicherte mir einmal, die Kacheln und den ganzen anderen Firlefanz könnte ich getrost vergessen. Entscheidend sei Eisen, denn das halte die Wärme am besten. Nun gut – es hat allerdings auch sein Gewicht und seinen Einkaufspreis. Mein schrittehoher, recht schmaler Dauerbrandofen glänzt vor allem durch eine kaum daumendicke Kopfplatte aus Eisen. Eine Achillesferse scheinen jedoch die Schamottsteine zu sein, mit denen er innen ringsum ausgekleidet ist. Sie sind im Laufe der Zeit hier und dort gerissen. Das Vermörteln mit feuerfester Pampe ist mir bereits mehrmals mißlungen. Jener Brandmeister meint zu den Rissen, wenn nicht Transportschaden, dann liegt es an zu starker Hitze. Dafür seien diese Öfen nicht angelegt. Er schenkte mir ein bedauerlich-spöttisches Lächeln und verzog sich in die Kamine benachbarter Häuser. Wahrscheinlich hatte er die niedrige Preisklasse meines Ofens schon auf Anhieb erkannt. Das rotbraun lackierte, schmucklose Stück hat mich (um 2010) fabrikneu keine 500 Euro gekostet. Beim nächsten lege ich also ein oder zwei Nullen zu.

Sofern ich bis dahin einen Titel von meiner Platte *Leon* in die Top Ten gebracht habe, meinetwegen »Schneeschuppen«.

∞ Verfaßt 2023

Zu den zahlreichen Gründen, aus denen die HerausgeberInnen der 24bändigen *Brockhaus Enzyklopädie* der 19. Auflage eine Ohrfeige verdient hätten, zählt der Umstand, daß sie beispielsweise nicht nur Lewis Mumford, Randy Newman, Claude Tillier, Karl Friedrich Zörgiebel, sondern auch die **Ohrfeige** übergangen haben. *Brockhaus* (Band 16 von 1991) kennt keine Ohrfeige. Dabei hätte sich der Sozialdemokrat Zörgiebel sogar als Empfänger einer Ohrfeige angeboten. Sie war auf den berüchtigten *Blutmai* 1929 gemünzt, den Zörgiebel als damaliger Berliner Polizeipräsident nicht unerheblich mitzuverantworten hatte. Bei den Demonstrationen hatte es eine Orgie seiner Schutzleute gegeben, die 32 Tote und rund 200 zum Teil schwer Verletzte hinterließ. Daraufhin erstattete der »rote« Rechtsanwalt Litten eine Strafanzeige gegen Zörgiebel, die erwartungsgemäß abgeschmettert wurde. Also griff Litten im November 1930 nach der Ohrfeige als nach einer List. Nun ist Zörgiebel lediglich als Zeuge in einem Verfahren gegen Mai-Demonstranten geladen. Jungkommunist Hermann Heidrich verpaßt ihm einen Hieb und erklärt, es sei sein gutes Recht, einen Sozialdemokraten, der 32 Arbeiter umbringen ließ, durch eine Ohrfeige zu züchten. Prompt bekommt Heidrich den erwünschten Prozeß wegen Körperverletzung! Eine Berufungsverhandlung findet im November 1931 vor dem Reichsgericht statt. Littens Beweisantrag, Zörgiebels Schuld am »Blutmai« 1929 zu klären, wird jedoch mit der sensationellen Begründung nicht stattgegeben, man erachte Littens Darstellung ohnehin für wahr. Es habe damals unbestreitbar zahlreiche Exzesse der Berliner Schupo gegeben – der offensichtlich zahlreiche kommunistenfeindliche Beamte angehörten. Die Polizei habe versagt. Dies rüttelte freilich nicht an der Strafwürdigkeit jener Ohrfeige. Trotzdem wird Heidrich, soweit ich weiß, am Ende freigesprochen.

Allerdings kam auch Zörgiebel ungeschoren davon. Es ist noch nicht einmal eine tränenreiche Entschuldigung von ihm bekannt, wie sie heutzutage so beliebt ist – siehe etwa seinen späteren Amtsnachfolger »Knüppel-Erich« Duensing wegen Benno Ohnesorg. Bestraft wurde auch Duensing nicht. Er begab sich »freiwillig« in den vorzeitigen Ruhestand. Zörgiebel dagegen konnte später, nach Zwischenspielen in Köln und Dortmund und einer Zwangspause unter Hitler, sogar auf seine Berliner Erfahrungen zurückgreifen: er amtierte von 1947 bis zu seiner Pensionierung 1949 als Polizeipräsident des Landes

Rheinland-Pfalz. 1953 wurde er mit dem *Großen Bundesverdienstkreuz* geehrt. Hätte sich das im *Brockhaus* nicht gut gemacht?

Den Schriftsteller Leonhard Frank finden wir zwar in der gediegenen Enzyklopädie, jedoch seine Ohrfeige gegen einen Parteigenossen Zörgiebels nicht. Frank hatte 1915 in einem Berliner Cafe den sozialdemokratischen Journalisten Felix Stössinger geohrfeigt, weil dieser die Versenkung des britischen Passagierschiffs *RMS Lusitania* durch deutsche U-Boote als »größte Heldentat der Menschheitsgeschichte« bezeichnet hatte. Die Helden-tat sorgte für knapp 1.200 Tote und zudem, nach der Ohrfeige, für Franks Emigration in die Schweiz. Dort verfaßte er dann in aller Ruhe seine in der Tat etwas betulichen Romane, die ihn berühmt machten. Man kann sie gut oder schlecht finden – Franks sportliche Glanzleistung gegen Stössinger bleibt davon unberührt.

Hier noch ein Beispiel aus der Zeit des »Kalten« Krieges. Im April 1956 hatte der bekannte Wiener Literaturkritiker und Autorenförderer Hans Weigel die noch prominentere *Burgtheater*-Schauspielerin Käthe Dorsch im örtlichen Blatt *Bild-Telegraf* wegen ihrer Bühnendarbietung angepinkelt, wie sie fand. Prompt lauerte sie ihm vor seinem Stammcafe *Raimund* auf und haute ihm eine runter. Durch diesen brutalen Akt verbog sie erstens Weigels Brille, zweitens trat sie das Recht auf freie Meinungsäußerung mit Stöckelschuhen. Weigel verklagte sie also, zumal sie ja vor 10 Jahren (im November 1946) den Ostberliner Theaterkritiker Wolfgang Harich auch schon geohrfeigt und folglich mit einem Wiederholungzwang zu kämpfen habe. Der Prozeß ersetzte fast eine ganze Saison mit drei Komödien. Am Ende (7. Juni) wurde Dorsch eine Strafe von 500 Schillingen zugemutet, das waren rund 80 Mark, also für einen Bühnenstar nicht mehr als ein Trinkgeld. Das Publikum hatte noch einmal Glück gehabt, denn schon im folgenden Jahr erlag Dorsch, mit knapp 67, einem Leberleiden. Einen hübschen Kommentar zu Dorschs Tätlichkeit soll damals* Helene Thimig abgegeben haben, die Witwe Max Reinhardts. Wenn das Schule mache, müßten sich die Schauspielerinnen wohl bald auch für gute Kritiken durch Gewährung von Liebesnächten erkenntlich zeigen.

Wie bereits diese drei Fälle andeuten, kommt es bei der Ohrfeige häufig mehr auf den Symbolgehalt als auf die Wucht an. Sie soll vor allem zurechtweisen und kränken – was ihr offensichtlich auch dann gelingt, wenn sie keinen Bluterguß hervorruft, wie schon Legionen von Schulkindern, Dienstboten, Ehefrauen und anderen Untergebenen erfahren mußten. In dem Kinofilm *Die Ohrfeige* von 1974 wirft ein Universitätsprofessor (Lino Ventura) seine 18jährige Tochter (Isabelle Adjani) backpfeifend aus dem Haus. Wachsame Kinomanen könnten hier freilich verächtlich von einem mageren Abfall gegen den deutschen Slapstick-Streifen *Sieben Ohrfeigen* von 1937 sprechen, der nach einem Roman

des Ungarn Károly Aszlányi entstand. Ein Kleinaktionär rächt sich für Kurssturz sowie schnöden Hinauswurf aus dessen Vorzimmer am Londoner Stahlmagnaten Astor Terbanks, indem er diesem, nach öffentlicher Ankündigung und trotz wechselnder Abschirmung, an sieben aufeinander folgenden Tagen je eine Ohrfeige verpaßt. Am Schluß kriegt William Tenson MacPhab (Willy Fritsch) selbstverständlich als Belohnung auch noch die Tochter des geschlagenen Magnaten, Lilian Harvey. Ich nehme allerdings an, lieber noch hätten die deutschen *Universum*-Leute (der Berliner *UFA*) damals die ganze britische Insel in den Meeresgrund gestampft. Um noch weiter zurückzugreifen: Im thüringischen Städtchen Treffurt gibt es sogar ein 1608 errichtetes stattliches, dreigeschossiges Fachwerkgebäude mit Ochsenaugen im Dach und einem großen Eck-Erker, das seit Jahrhunderten *Ohrfeigenhaus* heißt, obwohl sich der treffende Übergriff wahrscheinlich vor demselben abspielte. Der Landesfürst hatte dem Amtmann Bley gestattet, sich im Walde Bauholz für ein bescheidenes Eigenheim zu schlagen. Als er jedoch vor einer prächtigen Villa stand, ohrfeigte er seinen Beamten. Vermutlich hatte die Maßregelung etliche BürgerInnen und Frechdachse als Augenzeugen, die die Geschichte wie das sprichwörtliche Lauffeuer durch das Städtchen an der Werra gehen ließen.

Von diesen Bemerkungen her wird die Beliebtheit der Ohrfeige als Metapher verständlich. Schreibt der Sportreporter, Fußballclub A habe Fußballclub B »fünf schallende Ohrfeigen« versetzt, meint er selbstverständlich Tore – und macht die Balltreter aus B zum Gespött. Auch dem Boxer Dereck Chisora (28) ging es nicht ums Verprügeln, als er den von ihm herausgeforderten amtierenden Schwergewichts-Weltmeister Vitali Klitschko (40) im Februar 2012 in München ohrfeigte. Der Ringrichter hatte den Ring sowieso noch gar nicht freigegeben. Chisora ohrfeigte seinen Erzfeind beim Wiegen vor der versammelten Presse, um ihn zu demütigen. Er hoffte, Klitschko werde »sein Gesicht« und damit ein unsichtbares Ding namens Ehre schon vor dem Kampf verlieren. Dieser selbst stand immerhin schon fest. Wie von Winfried Speitkamp zu erfahren ist**, ließ sich einstmals durch eine gezielte Ohrfeige sogar ein zuvor verweigertes Duell erzwingen, wofür sich ein hübsches, wenig heldenhaftes Beispiel in den Anekdoten des Nicolas Chamfort findet.*** Nachdem Paul d'Albert de Luynes (1703–88) als junger Offizier aufgrund weiß der Teufel welcher Beleidigung von einem Kollegen geohrfeigt und also zum Duell herausgefordert worden war, fielen den französischen Adelssproß Kleinmut und Zaudern an. Daraufhin stellte ihn seine Mama vor die Wahl: Duell oder Abschied. Paul entschied sich für das zweite und brachte es später immerhin noch bis zum Erzbischof von Sens an der Yonne, einmal ganz davon abgesehen, daß er erst im vergleichsweise biblischen Alter von 85 Jahren zu seinem Chef einzugehen hatte.

Was nun die von Kampfsportler Chisora verabreichte Ohrfeige betrifft, konnte ihre körperverletzende Rolle, juristisch gesprochen, nahezu vernachlässigt werden; sie war vor allem tätliche Beleidigung. Der Boxverband fand sie zudem unsportlich, weshalb er dem dunkelhäutigen Briten 50.000 Dollar Strafe und eine Sperre aufbrummte. Wie sich tags darauf zeigte, hatte sich Chisora völlig verrechnet, denn statt den Weltmeister aus der Ukraine zu entmutigen, wurde dieser von der Ohrfeige noch beflügelt. Klitschko trug im eigentlichen Duell den Sieg davon. Seine Einnahmen aus diesem Kampf darf man getrost auf ungefähr drei Millionen Euro schätzen. Im ganzen hat der Champion in 47 Profikämpfen erst zwei Niederlagen kassiert. Wie sich versteht, stieg neben Klitschkos Kontostand auch sein Ruhm; schon die Ohrfeige hatte große Schlagzeilen gemacht. Hier wirkt das von Speitkamp erkannte Gesetz, am Echo, das eine Ohrfeige in der Öffentlichkeit und bei der Justiz erziele, lasse sich die Bedeutung des Geschmähten ablesen. Darauf kommen wir gleich zurück.

Eine hübsche Anwendung der Ohrfeige als Metapher bot im Herbst 2009 der bayerische Fischereiverbandsfunktionär Hans Schießl. Als Naturschutzverbände den Kormoran zum *Vogel des kommenden Jahres 2010* kürten, wetterte Schießl, diese Wahl sei für die Teichwirte im Landkreis Schwandorf *Ohrfeige*. Der reiherähnliche schwarze Vogel ernährt sich hauptsächlich von Fischen. Schießl, wohnhaft in Schwarzenfeld, hatte bei seiner Retourkutsche vermutlich rote Wangen, die sich im regionalen Farbfernsehen besonders eindringlich geltend machten. Im selben Herbst 2009 zog Alois Karl aus Neumarkt handfest nach. Als ihm die 40jährige Landwirtin Regine Lehmeier Mitte September im oberpfälzischen Lauterhofen zum Protest gegen die niedrigen Erzeugerpreise einige Liter Milch über den Anzug kippte, revanchierte sich der 58jährige CSU-Bundestagsabgeordnete mit einer Ohrfeige. Lehmeier versicherte damals dem Wochenblatt *Focus*, ihr Kopf habe noch nach Tagen wehgetan. Ende Oktober erstattete sie Anzeige wegen Körperverletzung, einen Monat später stellte die Nürnberger Staatsanwaltschaft ihre Vorermittlungen ein, da »kein öffentliches Interesse« an einer Strafverfolgung bestehe. Der Abgeordnete sei provoziert worden, in seiner Reaktion habe »keine besondere Rohheit« gelegen, die Verletzungen der Frau seien nicht schwerwiegend und Karl nicht vorbestraft gewesen.

Im gegenteiligen Fall hätte die Staatsanwaltschaft übrigens zunächst einmal die Aufhebung der Immunität des Bundestagsabgeordneten beantragen müssen. Diese »Immunität« wurde dereinst vom Gesetzgeber angeblich deshalb eingerichtet, um anzeigewütige BürgerInnen daran zu hindern, die Funktionsfähigkeit des Parlaments

lahmzulegen. Eine durchaus veraltete Einrichtung, legt sich das Parlament doch inzwischen mit Handkuß selber lahm.

Die Nürnberger Staatsanwaltschaft ist also schuld, wenn wir nie erfahren werden, ob Karl für seine Attacke auf Lehmeier mehr oder weniger als 12 Monate Gefängnis bekommen hätte. Damit spiele ich auf die berühmte Ohrfeige vom 7. November 1968 an, die Beate Klarsfeld dem amtierenden Bundeskanzler Kurt Kiesinger verpaßt hatte, weil sie ihn für einen Alt-Nazi hielt und als solchen öffentlich brandmarken wollte. Klarsfeld war damals noch am Tattag in einem von Staatsanwalt Niels Neelsen beantragten Schnellverfahren von Amtsgerichtsrat Eberhard Drygalla zu 12 Monaten Haft verurteilt worden. Damals war das Wochenblatt *Spiegel* (Nr. 46) noch nicht völlig auf den Hund gekommen. Gerhard Mauz: >>Die Höhe der Strafe hatte, so Amtsgerichtsrat Drygalla, nichts damit zu tun, daß der Bundeskanzler der Verletzte war. Der Versuch, politische Überzeugungen mit Gewalt zu vertreten, habe hart geahndet werden müssen. / Indessen: Wegen gefährlicher Körperverletzung, begangen an Rudi Dutschke, war gerade eben erst, am 11. Oktober, ein 60 Jahre alter Diplomingenieur in West-Berlin verurteilt worden – zu 200 Mark Geldstrafe. Die Strafe betraf einen Vorgang am Heiligen Abend 1967, bei dem Rudi Dutschke eine stark blutende Kopfverletzung erlitten hatte. Der Bundeskanzler wiederum war, der Anklage zufolge, »mißhandelt« worden – durch eine Ohrfeige. / Doch das Zwölf-Monate-Urteil bietet auch Anlaß zu Entsetzen für jene, die einzuräumen bereit sind, daß die Gleichheit vor dem Gesetz ein unerreichbares Ziel ist. Ein abgebissenes Ohr: vier Monate Gefängnis (zur Bewährung ausgesetzt) und 5.000 Mark Geldstrafe. Vier Monate Gefängnis ohne Bewährung dafür, daß ein 19jähriger auf dem Oktoberfest über eine Brüstung gestürzt wurde und ein halbes Jahr lang arbeitsunfähig war. Sechs Monate Gefängnis für einen drei Zentner schweren und zwei Meter großen Angeklagten, der in vier Fällen schwere Körperverletzung begangen hatte. Freispruch für einen Angeklagten, der den Freistaat Bayern einen »Saustall« nannte.<<

Ich füge noch einen angenehmen Kontrast hinzu, den 1974 die Wiesbadener Amtsrichterin Petra Unger (29) in einem Verfahren gegen den Studenten Horst Wesemann setzte, der Gerhard Löwenthal, den bekannten reaktionären Moderator des *ZDF Magazins*, vor Löwenthals Wiesbadener Stammlokal *Bobbeschänkelche* eine Ohrfeige verabreicht hatte. Sie bestrafte Wesemann mit 150 DM. Der Vollständigkeit halber sei aber auch gesagt, daß Beate Klarsfeld ihre drakonische Strafe aufgrund ihrer französischen Staatsangehörigkeit nicht antreten mußte. Ein Jahr darauf wurde die Strafe in vier Monate auf Bewährung umgewandelt. Während Heinrich Böll Klarsfeld damals in Anerkennung der Tat rote Rosen nach Paris schickte, hielt ihr Günter Grass Irrationalität vor und rügte

den Kollegen Böll. Kanzler Helmut Kohl trompetete später, die Tätlichkeit habe »die ganze Intoleranz und Brutalität der aggressiven Linken deutlich« gemacht. Da Kiesinger dereinst (im Faschismus) in Sachen »Rundfunkpolitik« leitender Zuarbeiter von Ribbentrop und Goebbels gewesen war, dürften sie alle, dem Volk wie dem Feind gegenüber, nur mit *Samthandschuhen* vorgegangen sein, um noch schnell eine andere Metapher zu bemühen.

Zusatz. Ende 2017 beschimpfte und ohrfeigte die 16jährige Palästinenserin Ahed Tamimi aus dem besetzten Westjordanland einen israelitischen Soldaten. Selbst die verkommene *FR* (Inge Günther am 19. Januar 2018) erwähnt den etwas früher gefallenen Schuß ins Gesicht von Tamimis 15jährigem demonstrierendem Vetter Mohammed sowie die Straflosigkeit einer »jungen rechtsradikalen Siedlerin« namens Yifat Alkobi. Der blondgelockten Tamimi jedoch brummt ein sogenanntes Militärgericht (der Besatzer-Innen) im März 2018 acht Monate Gefängnis plus 1.200 Euro Geldstrafe auf. Laut *taz* (Susanne Knaul am 22. März 2018) hatte der Staatsanwalt sogar drei Jahre gefordert.

∞ Verfaßt um 2012

* laut *Spiegel* 24/1956

** Winfried Speitkamp, *Ohrfeige, Duell und Ehrenmord. Eine Geschichte der Ehre*, Stuttgart 2010

*** Nicolas Chamfort: Gefunden in der Ausgabe *Ein Wald voller Diebe. Maximen, Charaktere, Anekdoten*, Nördlingen 1987, Seite 185

Opfer

Laut *Brockhaus* stellt Juanita eine Koseform von Juana dar. Mehr sagt er dazu nicht.

Meine Juanita dagegen könnte man auch als »peruanische Götterspeise« bezeichnen. Der US-Anthropologe Johan Reinhard und sein Begleiter Miguel Zárate fanden sie 1995 am peruanischen Anden-Gipfel Ampato (6.300 Meter) unterhalb des Kraterrandes – als eingefrorene Mumie. Nachdem die »Jungfrau aus dem Eis« andernorts aufgetaut worden war, ergaben die wissenschaftlichen Untersuchungen: Das ungefähr 14 Jahre alte und 1,40 Meter große Inkamädchen starb um 1450 durch einen Schädelbruch, für den ein Schlag gegen ihre rechte Schläfe verantwortlich war. Sechs bis acht Stunden vor ihrem Ende hatte »Juanita«, wie sie nun auch genannt wurde, Gemüse verzehrt. Vermutlich waren ihr zudem – vorm Erschlagen – Drogen verabreicht worden. Da die Inkas den Berg Ampato oder die dort erreichbaren Götter (Sonne!) als Wasser-, Nahrungs- und Lebensspender verehrten, lag die Annahme nahe, Juanita sei damals geopfert worden. Die große Höhe des

Fundorts, Grabbeigaben wie silberne Broschen, eine federverzierte Tasche mit Koka-blättern und kostbare Textilien wie auch etliche vergleichbare Leichenfunde* unterstrichen diese Deutung.

Solche Opferungen, die nebenbei ertaunliche Bergsteigekünste der betreffenden Opfer, Führer und Priester bekunden (bis 6.000 Meter in Sandalen oder barfuß), waren damals anscheinend von Zeit zu Zeit üblich. Sie sollten den Göttern Dank bezeugen und sie gnädig stimmen. Wahrscheinlich dienten sie auch der Zusammenschweißung, somit der Beherrschung des Volks. Und sie zählten zu den höchsten Ehren, die einem Inkakind, ob Mädchen oder Junge, zuteil werden konnten. Angeblich nahm man nur die schönsten dafür, aus den unterschiedlichsten Winkeln des Reiches beschafft, wie inzwischen verschiedene ForscherInnen herausgefunden haben wollen.* Die Kandidaten wurden vor dem Opfergang langwierig geläutert oder gleichsam veredelt, durch gute Ernährung, vor allem Mais und Lamafleisch, und rituelle Handlungen. Möglicherweise hatte auch »Juanita« lange vorm Erklimmen des erloschenen Vulkans um den Zweck der Reise gewußt – und sie entweder stolz und freudig erregt, oder aber, durch reichlich Koka und Alkohol gefügig gemacht, wie im Trane angetreten. Entbehrungsreich war die Sache allemal. Allein der Anmarsch von der Hauptstadt Cuzco (3.400 Meter), wo die Auserwählten sehr wahrscheinlich in gesonderten Tempeln auf ihre Mission vorbereitet worden waren, betrug rund 200 Kilometer. Die Inkas ritten bekanntlich nicht.

Vielleicht könnte man die nächsten maskierten, traumatisierten, durch wiederholtes Impfen aufgefrischten Kinder, die unseren Göttern in Weiß zu weihen wären, einfach mit dem Hubschrauber über den Krater bringen und dann die Bodenluke öffnen. Mit schönem Gruß von Jonathan Swift.**

∞ Verfaßt 2024

* Pia Heinemann, <https://www.welt.de/wissenschaft/article118501928/Inka-betaeubten-Kinderopfer-mit-Koka-und-Alkohol.html>, Welt, 29. Juli 2013

** *A Modest Proposal*, 1729

Ich staune zum wiederholten Male, zu welchen beträchtlichen Opfern viele Völker bereit sind, um ihren Führungskräften ein gutes Leben oder Sterben zu ermöglichen. *Brockhaus* stellt die bei Mexiko City gelegene aztekische Kultstätte **Malinalco** vor, die (auf knapp 2.000 Meter Höhe) im wesentlichen aus einem eher kleinen Rundtempel besteht. Der jedoch wurde um 1500 vorwiegend aus gewachsenem Fels gehauenen. »Den Eingang bildet ein Schlangenrachen. Im runden Innern befindet sich eine breite Rundbank, die drei

aus dem Fels gehaune Throne trägt: zwei in Form eines Adlers, einen in Form eines Jaguars. In der Mitte des Raums steht eine altarähnliche Adlerskulptur.« Bei dieser soll, nach anderen Quellen, auch eine Mulde zu sehen sein, wohl für Opfer. Die entscheidenden Opfer dürften freilich die Leute erbracht haben, die hier, vielleicht über Jahre hinweg, mit Hammer und Meißel am Werke waren. Ob sie dann ebenfalls geschlachtet wurden, obwohl sie gar nichts mehr auf den Rippen hatten, kann ich nicht sagen.

Manche ForscherInnen vermuten, der Rundtempel habe dazu gedient, aztekische Adlige in die militärischen Orden der Adler- und Jaguarkrieger aufzunehmen. Trifft das zu, war die Mulde (oder Vertiefung) hinter dem Adler wohl nur für Murmeltiere gedacht, so klein, wie sie auf einem *Wikipedia*-Foto wirkt.* Oder als Schüssel für leckeres frisches Blut. Links im Bild der Jaguarthron.

Eine spanische Quelle behauptet, die Kultstätte sei »vom Kaiser Axayácatl erbaut« worden. Das muß ein Herkules gewesen sein. Möglicherweise war er mit seiner Arbeit noch nach 300 Jahren nicht fertig. Auf den heutigen Touristen wirkt die ganze Tempelanlage so oder so wie eine sonderangefertigte Ruinenstätte. Mal sehen, wieviel Jahre die neuen rotgrüngelben germanischen KaiserInnen benötigen, um nach Rußland auch Deutschland zu ruinieren. Sie machen alles selber. Und die wahlberechtigten Schafe – nicht etwa Jaguare – erdulden es und gehen pflichtbewußt ihren »prekären« Jobs als Pizzaboten, WerbegrafikerInnen oder Packer bei *Amazon* nach. Das ist ihre postmoderne Form des Opfers. Werden die KaiserInnen nach der nächsten Wahl von *AfD* oder *BSW* gestellt, bejubeln die Nichtjaguare die Geschmeidigkeit der Demokratie.

∞ Verfaßt 2024

* <https://de.wikipedia.org/wiki/Malinalco#/media/Datei:Malinalco1.jpg>

Den italienischen Maler **Giovanni Pellegrini** (1675–1741) stellt *Brockhaus* mit dem opernreifen Gemälde *Die Rückkehr Jiftachs* vor.* Jiftach ist ein alttestamentarischer Bandenchef niederer Abkunft. Als die Gileaditer von den Ammonitern bedroht werden, küren sie ihn jedoch zu ihrem Heerführer, denn sie ahnen, er ist vom Heiligen Geist benetzt. Prompt marschiert er in den nächsten Tempel und feilscht mit Gott um Beistand. Der läßt sich darauf ein. Meine Herren, ein Gott, der mit sich feilschen läßt – wenn das keine Gotteslästerung ist! Aber es steht in Kapitel 11 des Buches Richter. Als Gegenleistung für Gottes Beistand gelobt der Recke, diesem das Erste zu opfern, das ihm bei der Rückkehr vom Schlachtfeld aus seinem Haus entgegen komme. Wie sich versteht, kehrt er siegreich heim. Doch was für eine Schweinerei: Das Erste ist ausgerechnet seine eigene,

einige Tochter, die ihn tanzend gebührend empfangen und feiern will. Daher der Schock und die Wut, die man Pellegrinis Jiftach nur zu deutlich ansieht. Aber sein Gelübde muß er als gottesfürchtiger Mann natürlich halten, auch wenn ihm Gott möglicherweise eine Falle gestellt hat, die sich die Yankees nicht durchtriebener hätten ausdenken können. Er tötet die Tochter und wirft sie zu den anderen Brandopfern auf den Altar. Ab da an ist Jiftach für sechs Jahre oberster Richter über Israel. Bei uns säße er heute auf der Kuppelkrone des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe, von Weihrauchschwaden umweht.

Selbstverständlich ist den Talarren und Krawatten- oder Sonnenbrillenständern, die uns regieren, schon immer klar, daß kein Staat ohne Opfer zu machen ist. Wird der Staat zum Beispiel nicht von Ammonitern, sondern von Coronaviren bedroht, müssen wir unter Umständen gewisse Freizügigkeiten und Unverletzlichkeiten opfern. Das zweite zielt auf den bekannten Impfwahn. Die Ministerpräsidentin von Rheinland-Pfalz Malu Dreyer versichert allerdings soeben, es sei nicht nur ihr nicht, vielmehr niemandem klar gewesen. »Keiner von uns wusste wirklich etwas«, seufzte sie in einer beliebten Fernseh-Talkshow mit aller ihr zu Gebote stehenden Inbrunst. Dazu *NDS*-Autor Klöckner erstaunlich nachsichtig: »Sollte das stimmen, dann wäre das eine Bankrotterklärung der Politik. Denn es hätte gewusst werden können. Früh widersprach etwa ...« Na, lesen Sie bitte selber nach.**

In dieser Show durfte sich auch der berühmte Berliner Professor Christian Drosten wieder in Szene setzen. Er verkündete rotzfrech, niemand habe Schuld. Ich wiederhole: »Niemand hat Schuld.« Und dies, ohne daß ihm augenblicks die blendendweißen Zähne aus dem Lügenmaul gefallen wären! Das stellt also das Niveau der sogenannten Corona-Aufarbeitung dar, auf die ich persönlich bekanntlich nie auch nur einen Pfifferling gab. Das Niveau von Fernsehshows, Volksverhöhnung und etwas Gedruckse in den Pausen, wenn einem die eingebettete Journalistin ihr Mikrofon unter die Nase reibt.

Vielleicht wären Dreyer und Drosten durch eine **Pemmikan**-Kur noch heil- oder läuterbar. Falls Sie bislang nicht an Expeditionen oder Überlebenstraining teilgenommen haben: es handelt sich um eine »Fleischkonserve der nordamerikanischen Indianer: in Streifen geschnittenes Bisonfleisch, an der Luft getrocknet, mit Steinhämmern zerklöpft, mit Beeren vermischt, mit heißem Fett übergossen, in rohledernen Behältern verpackt.« Soweit *Brockhaus*. Laut Internet ist diese Notnahrung, dunkel und kühl aufbewahrt, bis zu zwei Jahren haltbar. Somit wären Dreyer und Drosten auf ein abgelegenes, unbewohntes Südseeatoll zu verschicken, das näher am Südpol als am Äquator liegt. Sonst schmilzt und verdirbt ihr Pemmikan. Gewiß sind sie von Restaurantbesuchen und Partylieferdiensten Feineres gewohnt, aber wie ja gern gesagt wird, zur Not frißt der Teufel Fliegen. Was den

beiden auf keinen Fall in den Rucksack gesteckt werden darf, ist eine Impfspritze. Sollten sie also aus lauter Langweile oder Verzweiflung Nachwuchs zeugen, wäre dieser gezwungen, ungeschützt groß – oder jedenfalls 12 oder 15 Monate älter zu werden. Dann naht unser Wasserflugzeug, um die Verbannten dem deutschen Vaterland zurück zu geben.

∞ Verfaßt 2024

* https://de.wikipedia.org/wiki/Jiftach#/media/Datei:Giovanni_Antonio_Pellegrini_-_Jephthah_Returning_from_Battle_is_Greeted_by_his_Daughter.jpg

** Marcus Klöckner, <https://www.nachdenkseiten.de/?p=117354>, 28. Juni 2024

Siehe auch → Horten oder abstoßen? (Streichungen in Texten) → Vergeudung

Patriotismus

Einen Vortrag über **finnische Musik** werde ich Ihnen ersparen, weil mir in dem entsprechenden *Brockhaus*-Eintrag aus einer Aufzählung lediglich der Name **Toivo Kuula** (1883–1918) ins Auge sprang. Prompt stieß ich bei der Suche im Internet auf eine Räuberpistole. Kuula, hoffnungsträchtiger Schüler von Sibelius, daneben von Fauré eingenommen, schuf vorwiegend Vokalwerke, gern für Chor, aber auch viel Klavier- und Kammermusik. Dies anscheinend frohe Schaffen war jedoch in der sogenannten Walpurgisnacht Ende April 1918 jäh Vergangenheit. Finnland galt damals als russisches Großherzogtum. Täusche ich mich nicht, waren die lieben Finnen stets ein Objekt des Tauziehens zwischen Rußland und Schweden. Im Januar 1918 brach allerdings zusätzlich, ähnlich wie in ganz Europa, ein Bürgerkrieg zwischen »Weißen« und »Roten« aus, der sich vermutlich auch noch mit dem Streit zwischen finnischer und schwedischer Kulturhoheit vermischt. Jedenfalls erfreuten sich die Weißen der Gunst deutscher Truppen. Man schlug die Russenfreunde und Bolschewisten aufs Haupt und siegte im Dezember 1918. Der weiße General Von Mannerheim wurde »Reichsverweser« und steuerte ein unabhängiges, sicherlich bürgerlich-kapitalistisches Finnland an. Grausamkeiten gegen die besiegten Roten ordnete er wahrscheinlich nie an, er duldet sie jedoch.

Zurück zum April 1918. Damals fand im karelischen Wyborg (Viipuri), wo Kuula lebte, bereits eine weiße Siegesfeier statt. Die Stadt lag weit im Osten, schon fast bei Leningrad. Aber man hatte sie den Roten, einstweilen, abgerungen. Bei dieser Siegesfeier erwischte es Kuula. Die einzige brauchbare Quelle über die näheren Todesumstände, die

ich unter Mühen gefunden habe, stellt ein popartig aufgemachter Beitrag* auf der Webseite der staatlichen finnischen Rundfunkanstalt *Yleisradio* dar. Die Anstalt wird meist nur *yle* genannt, wie das blaue Logo. Sie betreibt etliche Radio- und Fernsehkanäle. Nach dem bunten Netz-Beitrag war Kuula Anhänger der Weißen. Ob er auch am Häuserkampf beteiligt war, teilt niemand mit. Bei dem Fest im *Hotel Seurahuone* ließ er sich leider zu Tätigkeiten hinreißen, was er mit seinem Leben bezahlte. Man hatte Kuula und dessen Gattin Alma, eine Sängerin, um eine musikalische Darbietung auf der Saalbühne gebeten. Im Anschluß an diese, wohl auch von Alkohol befeuert, geriet der Komponist in ein Wortgefecht mit sogenannten Jägern. Er soll sowieso ein Hitzkopf gewesen sein. Die Jäger waren ein weißer, von der deutschen Reichswehr geprägter Truppenteil aus Freiwilligen, echte Rabauken. Kuula schien sich aber stark zu fühlen, zog er doch plötzlich ein Messer und stach einen Widersacher in den Hals. Daraufhin sehen die weißen Jäger rot und zerren oder scheuchen den prominenten Gast auf den Hof. Vielleicht flüchtet er auch. Jedenfalls fällt da ein Schuß, der ihn am Kopf trifft. Der Komponist fällt um. Es gibt drei Hauptverdächtige für den Schuß. Aber die Ermittlungen sind höchst schlampig, Zeugen können sich absprechen, Verdächtige kommen um, der Fall bleibt bis heute ungeklärt. Gegen den letzten Verdächtigen, Pekka H., gab es sogar eine Anklage, aber dann erlitt er zufällig einen tödlichen Segelunfall. Damit hatte sich günstigerweise ein häufig durchaus peinliches öffentliches Gerichtsverfahren erübrigt.

Angeblich hatte die tödliche Kugel genau ein Auge des Komponisten durchbohrt. Die englische *Wikipedia* versichert, »Kuula« heiße ausgerechnet Ball oder Kugel. Aber der Komponist und Pianist eignet sich wohl kaum zu dem bedauernswerten Opfer, dem gewaltsam die Samtpfötchen gebrochen wurden. Nach mehreren Quellen war er nicht so sehr weiß, vielmehr ein glühender Anhänger der Erznationalisten, die man damals Fennomanen nannte. Sie verabscheuten alles Schwedische. Sie wollten Finnisch als Amts- und Schulsprache und das Schwedische, zuweilen auch gern die vielen Schweden, die es im Lande gab, zurückdrängen. Ich nehme an, die entsprechenden Sympathien waren auch im weißen Lager durchaus geteilt. Dummerweise verrät keine Quelle, worum es bei dem Streit im Hotel eigentlich ging. Möglicherweise hatte sich Kuula ja mit den Jägern einen blutigen Sprachenstreit geliefert. Die Weltgeschichte kennt deren viele. Schließlich griff der eine oder andere Widersacher zur Schußwaffe. Nach 18 Tagen im Krankenhaus tat der 34 Jahre alte aussichtsreiche finnische Komponist seinen letzten Atemzug.

Die karelische Sängerin Alma Silventoinen saß vermutlich händeringend und tränenüberströmt an seinem Bett. Sie soll den Verlust ihres Gatten nie verwunden haben. Sie pflegte das Werk, so gut es ging. Sie ließ sich in Helsinki nieder. Mit 57 sei sie (1941) auf

einer Reise einem Herzanfall erlegen, heißt es irgendwo. Das Paar hatte eine Tochter, geboren 1917. Sinikka wurde professionelle Pianistin. Sie begleitete auch ihre Mutter bei manchen Konzerten. Gestorben 1981, wird sie die bunte *yle*-Gedenkseite gar nicht mehr zu Gesicht bekommen haben. Laut finnischer *Wikipedia* hatte sie zwei Kinder. Hatte sie sogar Enkel, reckten diese vielleicht im April 2023 blaue Fähnchen, weil sich Finnland endlich in den blutigen Schoß der NATO begeben hatte. Herzlichen Glückwunsch ...**

∞ Verfaßt 2023

* »Säveltäjä Toivo Kuula murhattiin yli sata vuotta sitten, mutta tekijää ei koskaan saatu tilille – Nyt murhamysteeri on ehkä ratkennut«, 25. Oktober 2022: <https://yle.fi/aihe/a/20-10003568>

** mit einem *Hochzeitsmarsch* von Kuula: <https://www.youtube.com/watch?v=OcqkMGrC2kc>

Bei seinem Verständnis für Deutschtum hat *Brockhaus* dem Schriftsteller **Theodor Körner** (1791–1813) eine drittel Spalte bewilligt, obwohl der junge Mann kaum das erste Sprießen seiner Barthaare überlebte. Selbst die DDR schätzte ihn. Die NVA vergab jährlich einen *Theodor-Körner-Preis* an vorbildlich patriotische KünstlerInnen oder Organisationen. Der auch bei Frauen beliebte »Sänger und Held« des »Kampfes gegen die napoleonische Fremdherrschaft«, Sohn eines hohen Dresdener Justizbeamten, hatte ähnlich wie Novalis erst die Freiberger Bergakademie besucht, um sich dann zunehmend dem Schmieden von schwärmerischen Versen und Dramen zu widmen. Er spielte auch »prächtig« Gitarre, wie bei Guido K. Brand* zu lesen ist. Als er sich 1811 (in Leipzig) mit seinen Verbindungs-Kameraden von der *Landsmannschaft Thuringia* zu einer Schlacht gegen die adelige »Fechtgesellschaft« begab, ließ er seine Gitarre vermutlich wohlweislich auf seiner Bude. Als Rädelsführer von der Leipziger Universität ausgeschlossen und mit Gefängnis bedroht, ging Körner zunächst nach Berlin, wo er bei Zelter sang, bei Jahn und Friesen turnte oder focht, und dann nach Wien, das in Gestalt der Schauspielerin Antonie Adamberger eine Braut für den angehenden Erfolgsdramatiker (*Zriny*, 1812) bereithielt. Doch aus der Hochzeit wurde nichts, da das Vaterland rief. Im Grunde hatte Körner die Schlägerei in Leipzig nur überlebt, um zwei Jahre darauf, im August 1813, mit Kameraden der Lützow-Freischar im Forst von Rosenow bei Gadebusch auf diese verhaßten Franzmänner zu stoßen. Ob der 21jährige Dichter dabei in den Armen Friesens starb, ja ob er überhaupt im Gefecht fiel, ist allerdings unter Historikern umstritten.* Die Liste deutsch-österreichischer Körner-Denkmäler (Park in Wien) ist jedenfalls länger als ein Flintenlauf. Nikolaus Becker hätte seine Freude besonders an der Aachener *Theodor-Körner-Kaserne* gehabt. Körners sogleich nach dem Heldentod herausgegebener Sammelband mit

Gedichten *Leyer und Schwert* soll sich später (um 1940) einen Vorzugsplatz auf dem Schreibtisch Manfred Hausmanns erobert haben. »Denn was, berauscht, die Leyer vorgesungen, / Das hat des Schwertes freie That errungen.«

∞ Verfaßt 2023

* Guido K. Brand, *Die Frühvollendeten. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte*, Berlin und Leipzig 1929, S. 171. Zwar schildert Brand auch Gefechte bei Gadebusch, läßt dabei aber Friesen völlig aus.

Siehe auch → Ehre → Landesverrat → O'Casey (und Orwell) → Im Anhang *Ümmershand*, Kap. 8 Plakat

Als Knabe litt ich zeitweise an zwei Unvermögen: es mißlang mir, auf zwei Fingern zu pfeifen, ferner, mit einer **Peitsche** zu knallen. Ich bekam die entscheidenden Bögen einfach nicht heraus. Dagegen führt uns der japanische Meister der dekorativen Malerei **Tawaraya Sotatsu** (um 1600) laut Abbildung im *Brockhaus* vor, wie der unersetzte, feiste und verzückte Gott des Donners gleich mit zwei Peitschen zu Werke geht. Offenbar sorgt er mit diesen Geräten für die bekannten rollenden Donnerschläge, die mir als Knabe oft genug Angst einjagten. Auch ich hätte gewissen Leuten, ob groß oder klein, nur zu gern Angst eingejagt, aber ich brachte eben das Knallen mit der Peitsche nicht zustande. Immerhin schärften mir mehrere wohlmeinende Erwachsene ein, die Gespannführer und Kutscher unserer heimischen Gutshöfe knallten keineswegs, um ihre Gäule zu erschrecken und zu strafen. Sie benutzten ihre Peitschen lediglich für optische, akustische und antippende Signale, als Verständigungsmittel also. Gleichwohl waren es auch Herrschaftsmittel, wie ich allerdings noch nicht als Knabe erkannte.

Meine Mutter Hannelore leistete einen Teil ihrer land- und hauswirtschaftlichen Ausbildung auf einem ostpreußischen Gutshof ab, auf dem es nur so von edlen Pferden wimmelte. Dort gefiel es ihr umso mehr, als bald ein »Eleve« ein Auge auf sie geworfen hatte. Eleve nannte man damals die angehenden Land- und Forstwirte. Der junge Mann ritt ausgezeichnet und nahm meine Mutter sogar zur Jagd auf Wildenten mit. Eines Tages gab es einen häßlichen Vorfall an der Flusschwemme, in deren unmittelbaren Nachbarschaft einige Eleven gerade badeten. Nun rückte der oberste Pferdeknecht des Gutshofes mit Dutzenden von Trakehnern an. Plötzlich jedoch zog er einem sogenannten Zigeuner eins mit der Peitsche über, weil dieser die Schwemme bereits mit seinen beiden dickbäuchigen Wagenpferden besetzt hatte und nicht sofort gehorsamst weichen wollte. Nach dem Hieb, der sogar einen blutigen Striemen in seinem Gesicht hinterließ, funkelten

die schwarzen Augen des Zigeuners ähnlich wie die des Donnergottes. Dann zog er mit seinen Brüdern und Wagenpferden wortlos ab.

Wenige Tage später wurde der Pferdeknecht erstochen aufgefunden. Der Mordverdacht lag auf der Hand. Es gelang der Polizei aber nicht, die Zigeuner, die sich aus dem Staub gemacht hatten, zu stellen. Vielleicht waren auch das Frontgeschehen (gleichfalls mit Donner verbunden) und damit »die Russen« schon zu nahe. Die ersten Gutshöfe hatte man bereits räumen müssen. Meine Mutter versicherte mir, die Eleven an der Flusschwemme seien von dem Übergriff des Pferdeknechts empört gewesen. Sie alle wären bereit gewesen, bei einer Gerichtsverhandlung für den Zigeuner auszusagen. Das hätte sicherlich Stunk gegeben, kamen doch die meisten Eleven gleichfalls von Gutshöfen, somit aus höheren Kreisen. Für »Zigeuner« Partei zu nehmen, gehörte sich in diesen Kreisen normalerweise gar nicht.

In der Achtung meiner Mutter war ihr Lieblingseleve durch sein mutiges Eintreten noch höher gestiegen. Das nützte jedoch nichts. Sämtliche Eleven wurden alsbald an die Front berufen, und der Schwarm meiner Mutter »fiel« schon nach wenigen Wochen ins Soldatengrab. Wie sich versteht, war sie untröstlich. Ich selber ärgerte mich später ebenfalls, weil ich mir sagte: Im günstigen Fall hätte der Eleve jede Wette meine Mutter geheiratet, und dann wäre ich, im Jahr 1950, als gut betuchter und aussichtsreicher Junkersohn auf die Welt gekommen.

Mindestens hätte mir mein Wunschkünder das Knallen mit der Peitsche beigebracht. Sehen Sie bei Interesse beispielsweise <https://de.wikihow.com/Mit-einer-Peitsche-knallen>. Allerdings w提醒te mich mein Unvermögen nicht mehr, nachdem ich ein eigenes Fahrrad bekommen hatte. Zum Radfahren benötigt man keine Pferde; man ist selber der Antrieb.

∞ Verfaßt 2024

In seiner Hochzeit hütete Fußballer **Willi Pesch** (1907–40) das Tor von *Fortuna Düsseldorf*, die in der zeittypischen »Gauliga Niederrhein« und damit in der höchsten Klasse spielte. 1933 wurde er mit seinem Club Deutscher Meister, 1936 Vizemeister. Insofern müßte er also »objektiv« eine Zierde am Hakenkreuz gewesen sein. Das Subjektive, darunter sein Bildungsgang, scheint nirgends bekannt zu sein. Nun gut: er war verheiratet und hatte eine Tochter, wie mir das Düsseldorfer Stadtarchiv verrät. Frontsoldat war er offensichtlich nicht. Eigentlich schon zurückgetreten, sprang Pesch, inzwischen »Sportwart« in seinem Club, in der Saison 1939/40 noch einmal in die Bresche

beziehungsweise zwischen die Pfosten, weil sein Nachfolger Willi Abromeit zur Wehrmacht eingezogen worden war. Diese Aushilfe endete jäh am Mittwoch dem 15. Mai 1940 am Düsseldorfer Worringer Platz. Das heißt, damals hieß er vorübergehend *Horst-Wessel-Platz*.

Am besagten Tag brachte es Pesch, erst 32, aus eher unsportlichen Gründen in die Zeitung.* Danach war kurz nach 15 Uhr ein Straßenbahngzug der Linie 14 die Ackerstraße hinuntergesaust. Da er die Kurve am Horst-Wessel-Platz ungebremst nahm, wurden vier Fahrgäste, die auf der Plattform standen, aufs Plaster geschleudert. Sogar die (senkrechte?) mittlere Haltestange sei weggeflogen. Vermutlich hätten die Bremsen versagt. Unter den Schwerverletzten habe sich auch der bekannte Torwächter der *Fortuna* befunden: Schädelbruch. Er starb noch am selben Tag im Krankenhaus. Weitere Namen werden nicht genannt.

Was geschah mit Peschs Gattin? Wir wissen es nicht. **Maria Helene Pesch geb. Krall** war zwar etwas älter als ihr Mann, doch auch sie starb bereits mit 36, nämlich im April 1942, also rund zwei Jahre nach Pesch. Aus Gram? Am Krieg? Von eigener Hand? Wir wissen es nicht. Sollte die Tochter noch leben, geht sie jetzt auf die 90 zu. Name bei mir. Vielleicht dringt ja mein Werk bis nach Düsseldorf vor und eine hellwache, noch nicht der angeblich furchtbaren Sommerhitze oder den genauso schlimmen *Affenpocken* erlegene Heimatforscherin krempelt die Ärmel auf. Am 28. Juli (2022) war's mir in meinem von Bäumen beschatteten Häuschen zu kühl – ich warf meinen treuen Ofen an. Er nimmt wahlweise Holz, Kohle oder getrockneten Kuhmist. Soll Putin der Schreckliche ruhig den Gashahn zudrehen!

Ich komme noch einmal auf den Düsseldorfer Unfallort zurück. Der junge aufstrebende SA-Sturmführer **Horst Wessel** (1907–30), aus monarchistisch gestimmtem Pfarrhause stammend, hatte sich mit seinen »braunen Bataillonen« um 1928 in die Straßen etlicher Berliner Arbeiterbezirke vorgewagt, schauten doch schon, »die Fahne hoch, aufs Hakenkreuz voll Hoffnung Millionen.« Leider erlebte er den einzigartigen Siegeszug der von ihm für ein schlichtes SA-Kampflied geschmiedeten Verse nicht mehr, denn sie wurden erst nach seinem »Heldentod« als *Horst-Wessel-Lied* zur Parteihymne der *NSDAP* erhoben. Dr. Joseph Goebbels war auf Draht gewesen: »Ein neuer Märtyrer für das Dritte Reich«, hatte er gleich nach Wessels Ableben (Februar 1930, im Krankenhaus) in seinem Tagebuch festgestellt.** So entstanden auch unverzüglich Lieder und andere Kunstwerke über Wessel selbst. Der 22jährige Sturmführer war eines Tages von der Gegenseite, nämlich einigen Leuten des kommunistischen *Rotfrontkämpferbundes*, in seiner Friedrichshainer Wohnung aufgesucht worden. Wie sie später beteuerten, hätten sie

Wessel lediglich vermöbeln wollen, aber dann habe er mit der Hand in seine Tasche gegriffen, worauf »Ali« Höhler, von Hause aus ein »schwerer Junge«, sich gezwungen gesehen habe, auf Wessel zu schießen.

Wie auch immer die Details gelegen haben mögen, der Zwischenfall kostete 1935 dem wohl 30jährigen Frisör und Aushilfskellner Hans Ziegler und dem 28jährigen jüdischen Malergesellen Sally »Max« Epstein den Kopf, beide Kommunisten. Sie kamen nach einem erneuten Prozeß in dieser Sache, bei der sie »Schmiere gestanden« haben sollen, in Berlin-Plötzensee unters nun faschistisch befehligte Fallbeil. Sicherlich hatten die beteiligten Kommunisten Gründe genug für ihren Besuch bei Wessel gewußt, ihren 17jährigen Genossen *Camillo Roß* eingeschlossen, von dem es heißt, er sei am selben Januartag 1930 von anderen SA-Leuten angeschossen worden. Offiziell wies die *KPD* jede Verstrickung in den tödlichen Denkzettel-Akt gegen Wessel zurück. Vielmehr soll sie Gerüchte der Art gestreut haben, Wessel sei, wegen Mietsäumigkeit und Ärger mit anderen Hausbewohnern, in den Krieg zwischen zwei Zuhälterbanden geraten. Der damaligen Rolle des deutschen Kapitals und des sowjetischen Zentralkomitees eingedenk, könnte hier einer murmeln: So kann man es ausdrücken.

Doppeltes Pech hatte der erwähnte mutmaßliche Schütze Albrecht Höhler, ein gelernter Tischler. Er war zunächst, wegen Totschlags, »lediglich« für sechs Jahre ins Zuchthaus gewandert. Kaum saßen jene braunen Horden jedoch in den Regierungssesseln, wurde der 35jährige Häftling, im September 1933, nach einem Verhör erledigt. SA-Leute paßten ihn bei seiner Rückführung ins Zuchthaus Wohlau, Schlesien, nach Raubritterart ab und erschossen ihn. Sie sollen auf höhere Anweisung gehandelt haben.** Soweit ich weiß, wurde dieser dreiste Justizmord, wie viele andere, nach 1945 nie untersucht und geahndet.

∞ Verfaßt 2022

* »Verkehrsunfall am Horst-Wessel-Platz«, *Düsseldorfer Nachrichten*, 16. Mai 1940

** Daniel Siemens, »Christussozialist im Straßenkampf«, *Spiegel*, 9. Oktober 2007:

<https://www.spiegel.de/geschichte/nazi-ikone-horst-wessel-a-948281.html>

Pferde(sport)

Steenken, Hartwig (1941–78), erfolgreicher niedersächsischer Springreiter, der 1974 aus dem englischen Hickstead den Weltmeistertitel im Einzel (auf *Simona*) mit nach Hause

nahm. Vielleicht meint so mancher, gegen die Traber und Galopper seien die Springreiter Weicheier. Ich greife damit noch einmal kurz das Thema des Geschwindigkeitswahns auf. Gewiß ist der Springreiter zunächst besser daran, weil er nur darauf zu achten hat, beim Bewältigen des Parcours, wie das Schlachtfeld hier heißt, unter der erlaubten Höchstzeit zu bleiben. Er kann sich also auf die Hindernisse konzentrieren, um Abwürfe (von Stangen und von ihm selbst) zu vermeiden. Können allerdings mehrere ReiterInnen mit »Nullfehlerritten« glänzen (keine Abwürfe, keine Verweigerungen, keine Zeitüberschreitung), wird ein sogenanntes Stechen ausgetragen. Bei diesem geht es, im verkürzten Parcours, noch halsbrecherischer zu, weil nun, bei allen fehlerlosen Ritten, die Durchgangszeit über die Plazierung entscheidet. Hier muß er auf die Tube drücken, daß es kracht.

Im Grunde ist es natürlich immer wieder erstaunlich. Seit Jahrtausenden finden sich jede Menge des Reitens, Rennens, Schwimmens kundige ZweibeinerInnen, denen es eine besondere Genugtuung bereitet, eine schwierige Aufgabe ein paar Sekunden schneller als ein anderer Mensch zu bewältigen – und sei es, sie brächen sich, wie erwähnt, den Hals, worauf ja in der Tat nicht wenige ZuschauerInnen lauern. Vielleicht liegt das an den tiefen Wurzeln des Geschwindigkeitswahns. Mag er auch nicht aus der Altsteinzeit stammen, dann doch zumindest aus jedem Ehebett. Beobachten Sie einmal kleine Kinder. Kaum können sie sich auf ihren krummen Beinen halten, sind sie auch schon auf die Feststellung erpicht, wer zuerst bis zum Gartentor gerannt ist. Dann kommen die Fahrrad-, dann die Ponyrennen. Nun fragen Sie einmal die Rosen im Garten oder selbst die seltenen Türkenbundlilien, die man etwa (nördlich von Eisenach) im Wald *Hainich* trifft, was sie von dieser Abstrampelei halten. Da schütteln sie nur ihre durchaus feurigen Köpfe. Sie dächten noch nicht einmal im Traum daran, sich für eine »Plazierung« auch nur eine Nebenwurzel auszureißen.

Damit zu Steenken zurück. Man glaube nicht, er sei zuletzt vom Pferd gefallen. Neben Pferden liebte er das Fußballspiel. Auch das Autofahren verschmähte er nicht. Er war 36, als er am 12. Juli 1977 nach dem freizeitmäßig betriebenen Fußballtraining in der schweren Limousine eines Freundes mitfuhr. Der Freund steuerte. Es war schon Nacht. In Kaltenweide, keine Viertelstunde von Steenkes Hof in Mellendorf entfernt (bei Hannover), fuhr der Freund aus überall ungenannten Gründen gegen eine Mauer. Steenken erlitt schwere Kopfverletzungen, an denen er ein halbes Jahr darauf, im Koma liegend, starb. Da hatte er nichts mehr von dem ersten Profivertrag eines deutschen Springreiters, den er am 1. Juli 1977 unterschrieben hatte. Er wäre hinfällig für den Mailänder Getränkehersteller *Campari* gesprungen.* Den haben dann die Kameraden und Angehörigen getrunken, vor Schreck.

Ich sprach von einer »Verweigerung«. Sieht der Tribünengast die schäumenden und furzenden Gäule auffällig oft vor Hindernissen bocken, sollte er sich mit dem Gedanken beruhigen, als Pferd täte das vermutlich auch er. Das Pferdeskelett sei von Natur aus weder für das Reitergewicht noch für größere Sprünge noch gar für beides zusammen vorgesehen, schreibt Gerhard Kapitzke in seinem Buch *Das Pferd von A bis Z* von 1993. Wie Versuche von Verhaltensforschern belegten, sei das Springen dem Pferd zuwider. Wenn das »Sportinstrument« Pferd inzwischen veranlaßt werden könne, über zwei Meter hohe Hindernisse im Parcours zu überwinden, sei dies kein Gegenargument. »Durch systematische Zuchtwahl, kontinuierliche Ausbildung und vor allem durch die Angst vor dem 'Raubtier auf dem Rücken' werden Springwunder produziert, die dem Zwang gehorchend das Verlangte tun.«

Manche Pferde sind sogar schon so weit, sich Scheuklappen und Atemschutzmasken anlegen zu lassen.

∞ Verfaßt 2013 / 2022

* Dieter Ludwig, https://www.ludwigs-pferdewelten.de/index.php?option=com_content&view=article&id=846:heute-waere-hartwig-steenken-69-jahre-alt-geworden&catid=7:magazin&Itemid=20, 23. Juli 2010

Laut *Brockhaus* war »marah« im Althochdeutschen das Pferd. Daraus ergab sich dann zwanglos der **Marstall**, wenn auch nicht für Hinz und Kunz. Es handelte sich vielmehr ausschließlich um »Stallungen für Pferde und Wagen eines Fürsten«. Das Lexikon zählt auch ein paar berühmte Marställe auf, darunter sogar in Kassel. Der dortige Marstall, errichtet um 1600, liegt am Altmarkt und beherbergt heute das Stadtarchiv. Diese Marställe waren stets gut und prächtig gestaltet, denn die Fürsten wußten durchaus, was sie an ihren vier- und hochbeinigen Untertanen hatten.

Die »Mähre« soll einst das weibliche Pferd gewesen sein, die Stute also, und jeder dürfte wissen, welche Verachtung inzwischen in dieser Bezeichnung mitschwingt. Daran konnten auch die rotgrünen Kriegsbräute nichts ändern. Überhaupt ist hier vielleicht eine Ehrenrettung des Pferdes angezeigt. Für Voltaire habe es noch den Maßstab aller Dinge in der besten aller Welten dargestellt, las ich einmal erfreut in der Habilitationsschrift des bekannten Soziologieprofessors Ignaz Honigbär. Eine solche Welt wird durch bewegte Harmonie ausgemacht. Bei 1 bis 4 PS lassen sich Zusammenstöße weitgehend vermeiden. Ein Tagesritt führt einen nicht gleich in die Fremde. Ist nicht der Reiter die Last, sind es die Möbel meiner seligen Großeltern, die mittels Pferdegespann vom Bahn- zum Bauern-

hof befördert wurden. In einer nichtüberfüllten und nichtgeschwindigkeitssüchtigen Welt dürfte das Pferd – als Nutztier statt Sportgerät – konkurrenzlos sein.

Der Sprit des Pferdes wächst auf Wiesen beständig nach und liefert in Gestalt von Äpfeln auch noch wertvollen Dung. Praktischerweise steckt bei den Pferden nicht das Lächeln, vielmehr das Darmdrücken an. Macht eins seine Ballen, fallen die anderen Gäule bald ein. Mein Großvater Heinrich sang beim Wandern gern: »Links ne Pappel, rechts ne Pappel, in der Mitte'n Pferdeappel.« Wenn Lichtenberg einmal erwog, ein zoologisches System nach der Form der Exkremeante zu schaffen, wette ich darauf, er hätte das Pferd an die Spitze gestellt. Der leichtfüßige Pferdekot stinkt nicht und maßt sich nicht an, Vulkanausbruch oder Schlangenhorst zu spielen. Von daher muß Rekrut Carl Zuckmayer als Glückspilz gelten. 1914 von einem Schinder öfter in die Stallgasse abkommandiert, hieß es hinter den Pferden »mit hohlen Händen« auf Roßäpfel lauern, wie der Stückeschreiber in seinen Memoiren erwähnt. Nicht etwa wegen des wertvollen Dungs! Sondern es galt »Stroh zu sparen«.

PferdekennerInnen versichern, sie könnten sich mit ihrem Transportmittel sogar unterhalten, was mit dem eigenen Auto nur selten gelinge. Es soll schon zu Eifersuchtszenen und Sodomie gekommen sein. Bei Kassel besuchte ich einmal eine ökologische Messe, die im Fach Landbau einige neu entwickelte Maschinen für Pferdegespanne oder Einzelpferde vorstellte. Das war um 2000. Es gab sogar einen verstümmelt wirkenden »Andock-Wagen«, an dessen Zapfwelle sich wiederum andere Maschinenfahrzeuge anschließen ließen, deren Messer, Gabeln und dergleichen durch die routierende Welle angetrieben wurden. Ich persönlich mache mir aus großflächigem Landbau wenig, sodaß ich diese Maschinen gar nicht benötigen würde. Die Gäule jener Ausstellung wirkten durchweg belastbar, gutmütig und flott. Was Wunder, wenn Voltaire auch die beliebte Überzüchtung des Pferdes geißelte. Sie ist unnötig. Die Prärieindianer fingen ihre Mustangs ein und zähmten sie unter vertretbaren Mühen. Eine Ausnahme mutet sich lediglich Welskopf-Henrichs jugendlicher Held Harka zu, der unbedingt den geheimnisumwitterten »Zauberhengst« besitzen will. Schließlich bringt er das ungemein feurige und kluge falbe Leitpferd mitten im Schnee des Felsengebirges zu Fall. Bald darauf liegt es verschnürt wie ein Paket auf der Seite. Harka holt seine große Büffelhaut und kriecht mit dem Objekt seiner Begierde unter eine Decke. Viele Tage und Nächte lang streichelt er den Falben und singt ihm besänftigende Indianerlieder ins Ohr. Allmählich kann er die Fesseln lockern. Schließlich folgt ihm der Hengst wie ein Lamm – aber nur ihm. Dieser Hengst wird Harka mehr als einmal das Leben retten.

Harkas Landsmann Ambrose Bierce, ein Weißer, beschränkte sich vor gut 100 Jahren (in seinem *Wörterbuch des Teufels*) zum Stichwort Pferd auf die Bemerkung: »Begründer und Bewahrer der Zivilisation«. Nur die sogenannten Rothäute hat es nicht bewahrt.

∞ Verfaßt 2020

Für den »leichten, zweirädrigen, gummibereiften Wagen mit Spezialsitz«, den die Freunde des Trabrennsports **Sulky** nennen, hat *Brockhaus* drei Zeilen, aber auch ein lockendes Farbfoto geopfert. Der nach hinten gestemmte Fahrer hat immerhin einen Helm auf. Sein Renner nicht. Wünschen Sie mitzurennen, müssen Sie allein für den Sulky um 1.000 Euro opfern. Der vierbeinige Renner kostet normalerweise 2.500 bis 5.000 Euro – gehört er zur Spitzenklasse, können es aber auch um 100.000 Euro sein. Die Unterhaltskosten für den Renner, vielleicht noch einmal 1.000 Euro im Monat, rechnen wir gar nicht. Hier kann sowieso viel eingespart werden, indem man dem Pferd die üblichen unwürdigen und krankmachenden Stallbedingungen bietet.

Sie haben es bereits geahnt: die Trabrennbranche ist ein Riesengeschäft für zahlreiche Beteiligte, ein paar WetterInnen sogar eingeschlossen. Nur die Pferde sind stets die Verlierer. In der Regel, nämlich von Natur aus, traben sie eher selten. Meistens gehen beziehungsweise grasen sie im Schritt; kommt ein Tiger, greifen sie fluchtartig zum Galopp. Selbst mit dem zweibeinigen Tiger auf dem Rücken kann der Trab für den Gaul aus Gründen der Abwechslung recht erholsam oder gar vergnüglich sein. Hat der zweibeinige Tiger das Pferd vor einen Wagen gespannt, kommt es freilich nur noch auf zwei Werte an: Ausdauer und Schnelligkeit. Ein Kutschpferd hält im Trab viele Kilometer durch, ohne gleich tot umzufallen. Auf den Rennbahnen geht es »natürlich« um Sekunden. Also werden die Gäule geschunden.

»Die Tiere werden gequält, leben in Angst und sterben in sehr vielen Fällen viel zu jung«, faßt Chefredakteurin Jungbluth zusammen.* Das klingt sicherlich wenig flammend. Man muß schon ins Einzelne gehen. Allein das folternde Zaumzeug der Traber lässt einem aber schon die Haare zu Berge stehen. Lesen Sie mal. Und dann schminken Sie sich die Illusion ab, die besonders grün angestrichenen BerufspolitikerInnen würden hier etwa einschreiten. Nein, Sie müssen Arbeitsplätze, Profite und das Volksbehagen retten, dafür sind sie auf der Welt.

∞ Verfaßt 2020

* Verena Jungbluth, »Zum Rennen verdammt«, <https://www.duunddastier.de/ausgabe/qual-der-rennpferde/>, o.J., wohl 2018

Pflaster (Straße)

Die mit Steinen mehr oder weniger ordentlich gepflasterten Dorf- oder gar Landstraßen in meiner Zwerghauptstadt *Mollowina* dürften (um 1900) schon ein beachtlicher Fortschritt gewesen sein. Auf Robert Merles *Insel* hatte man sich in schweren Regenzeiten noch mit mühsam herangekarrten, einigermaßen breiten und flachen losen Steinen beholfen, die man, mitunter sogar zweistöckig, auf die schlammigen Dorfpfade legte. Das wird ein rechter **Eiertanz** gewesen sein. Aus zwei anderen Romanen erfuhr ich neulich zu meiner Verblüffung, sowohl im Chicago der 1890er Jahre wie in Petrograd um 1917 seien viele Straßen holzgepflastert gewesen. Ich wünschte Genaues zu wissen und bemühte das Internet. Danach wurden bei diesem Pflaster Würfel aus Weichholz in der Richtung ihrer Fasern in den Sand gebettet. Auf die Oberflächen mit den Jahresringen wurde dann noch einmal Sand gestreut, den die Schuhe und Hufe alsbald ins Holz eintraten. Das habe sowohl die Haltbarkeit der Würfel erhöht wie die Rutschgefahr für Mensch und Tier vermindert, heißt es. Dadurch soll das Pflaster immerhin sieben Jahre gehalten haben. Für Steinpflaster nimmt man eher 100 Jahre an, bei guten Unterbauten auch 1.000, wie etwa die römische *Via Appia* beweist. Warum man im Mittleren Westen der Staaten zu Holzwürfeln griff, kann ich nur mutmaßen: Holz war häufiger und leichter als Stein, deshalb auch billiger, lebte man doch bereits im Kapitalismus. Auch mit Ästhetik und Tourismus ließ sich damals noch kein Geld verdienen. Denn dieses mit Sand und Kot zugesetzte Holzpflaster kann ja weiß Gott keine Augenweide gewesen sein.

Bei den gepflasterten Fernstraßen des Römischen Reiches trug ein mehrschichtiger Unterbau ungefähr 25 Zentimeter dicke Steinplatten aus Lava oder Basalt. Die Straßen- dämme waren nicht selten zwei Meter hoch, was den zweifelhaften Vorteil hatte, sie auch als Stellung bei feindlichen Angriffen benutzen zu können. Selbstverständlich waren sie in erster Linie Heerstraßen. Entsprechend verliefen sie oft auf halber Höhe des jeweiligen Geländes. Auf der Talsohle hätte der Tross nichts gesehen, auf dem Kamm hätte man ihn gesehen. Neben hohen Meilensteinen – auf denen sich nur zu gerne BaugeldstifterInnen namentlich verewigen ließen – waren die Straßenränder mit Aufsitzsteinen gespickt, kamen doch die Steigbügel in Europa erst um 700 n.Chr. auf. Erbauer der Straßen waren neben Häftlingen und Sklaven oft Soldaten, denn so viele Kriege, um die vielen Legionäre

ständig in Atem zu halten, konnten selbst die Cäsaren nicht führen. BenutzerInnen waren gelegentlich auch nichtuniformierte Fußgänger, für die es, ihren Bandscheiben zuliebe, beiderseits des Straßendamms eingefaßte Trampelpfade gab. Die marschierenden Legionäre trampelten nicht, wie sich versteht – sie erfanden auf dem holprigen Straßenpflaster den Vorläufer des preußischen Stechschritts, wenn ich meinen Quellen trauen kann. Zweck der Übung war, nicht über die kleinen Stufen im Pflaster zu stolpern und damit schon kampfunfähig zu sein, bevor der Feind zum Angriff bläst – ob vom Kamm oder der Talsohle aus.

Bekanntlich kehrt der »Trend« in jüngerer Zeit wieder zum Pflaster zurück, auf daß die Bio-Welle einen gefälligen Unterbau gewinne. Meine Haltung dazu ist gespalten. Unter ästhetischem Blickwinkel begrüße ich den Trend, weil jeder, der Normierung und Globalisierung haßt, auch Asphalt hassen muß. Ich streiche hier nur das Spiel von Licht, Schatten und Farben hervor, durch das uns ein Kopfsteinpflaster aus Granit oder Basalt, je nach Wetter und Tageszeit, erfreuen kann, ohne auch nur ein Watt Strom zu verbrauchen. Dafür fressen die Geräte und Maschinen, die beim Asphaltieren eingesetzt werden, wenn nicht Strom dann Unmengen an Benzin und Öl, und auch die Geräte und Maschinen selber fallen nicht vom Himmel. Als Freund der Gesundheit, des Fahrradfahrens und der Greise dagegen kann ich ein solches Pflaster nur knochenbrecherisch nennen. Ist der Greis bereits ertaut, hat er Glück, weil ihn zumindest die akustischen Nachteile eines Straßenpflasters nicht mehr zum Amokläufer werden lassen können. Das Natur-Pflaster verstärkt Geräusche von Fahrzeugen aller Art ungemein. Das räumte sogar der Schriftsteller Heinz Jäckel ein, *Konräteslust*. Der Pferdenarr wohnte in der DDR-gepflasterten Bahnhofstraße.

Ich höre die Mahnung, wer sich mit Pflaster befasse, dürfe dessen hohen »Gefühlswert« nicht vernachlässigen. Es wirke auf viele Menschen viel »anheimelnder« als Beton oder Asphalt. Ich nehme einmal an, die MahnerInnen schließen unter »Pflaster« nicht das inzwischen sattsam bekannte genormte, künstliche Doppel-T-Verbundpflaster aus Beton ein, auch »Knochensteine« genannt, wohl allen Hundehaltern zuliebe, die es zurecht bescheißen lassen. Hier griffe jene Anheimelung, die unser Vorstellungsbild sofort mit anderen, eben aus der Heimat vertrauten Merkmalen zu bepflastern weiß, ersichtlich ins Leere beziehungsweise Fugenlose. So aber trottet das dickbäuchige Kaltblutpferd in seiner Deichsel, hockt der Knirps in Lederhose gegrätscht über einer Pfütze, schimmert das Laternenlicht zugleich auf dem Kopfsteinpflaster und auf dem goldenen Haar unserer Tanzstundendame, die wir nach Hause begleiten durften. Ich vermute stark, wegen dieser verbundhaften Bepflasterung im Geiste ist die Faustregel *je älter, desto schöner* so beliebt. Sie führt uns schnurgerade in das krumme Fachwerkhaus zurück, in dem wir geboren,

gewiegt und in die erwähnte Lederhose gesteckt wurden, auf daß uns nichts ankratze. Hätte ich Enkel, fänden sie in ungefähr 40 Jahren wahrscheinlich die dann längst veralteten Handys, Quads und freistehenden, lärmenden Luftwärmepumpen anheimelnd.

∞ Verfaßt 2022

Zur *Brockhaus-Spalte* über das bekannte Gestein **Granit** fällt mir lediglich ein eher unbedeutender Waltershäuser Schildbürgerstreich aus jüngerer Zeit ein. Die August-Bebel-Straße, in der unter anderem ein Ärztehaus und die Puppenfabrikkommune residieren, hatte auch die Seltenheit eines wuchtigen bunten Granitpflasters zu bieten. DDR-Bürger wissen Bescheid. Es scheint aber Beschwerden der autofahrenden Kranken gegeben zu haben. Eines Tages fingen Arbeiter an, dieses Pflaster heraus zu reißen und auf riesige Lastwagen zu verladen. Ein Vorarbeiter erklärte mir, die Straße werde asphaltiert. Und die fetten, vielleicht auch nicht billigen bunten Steine würden nach Bayern gekarrt und dort irgendwo wieder eingesetzt. Aha, es ging um Devisen! Ich nickte und trollte mich in die Hauptstraße Richtung Klaustor. Dort waren seit Wochen andere Arbeiter umgekehrt damit beschäftigt, den Asphalt *aufzubrechen*. Man wolle die Hauptstraße und einige zum Markt führenden Gassen erneut, wie früher, mit schönem Pflaster versehen. In der Tat. Jetzt zeigt die Hauptstraße ein nagelneues Pflaster aus diesmal kleinen, grauen Granitsteinen. Die Touristen sind entzückt. Zuweilen tippeln auch unsere eigenen abgerissenen PfandflaschenanglerInnen durch die Hauptstraße. Ich nehme stark an, diese MitbürgerInnen werden weder von grauen noch von bunten Pflastersteinen satt.

∞ Verfaßt 2022

Philosophie

Der Heidelberger »Philosoph« **Alfred Seidel** (1895–1924), wohl eine Art mehr links kauender Vorkoster von Ludwig Klages‘ bekanntem Schinken *Der Geist als Widersacher der Seele* (1929–32), ist heute fast vergessen. Kaum hatte er sich sein sendungsbewußtes, wenn auch allem Anschein nach wenig originelles Werk *Bewußtsein als Verhängnis* abgerungen und dessen Veröffentlichung sichergestellt, verständigte er, knapp 30 Jahre alt, den mit ihm befreundeten Psychiater Hans Prinzhorn: »Wenn Sie diesen Brief

erhalten, lebe ich nicht mehr ...« Das soll im Oktober 1924 gewesen sein. Leider sind zumindest im Internet weder genaue Lebensdaten noch Einzelheiten des Ablebens zu haben. Hans-Dieter Schütt* weiß aber immerhin, der vermutlich unablässig grübelnde »Wandervogel« Seidel habe Ernst Bloch verehrt und sich mit »Depressionen« abgegält.

Was hätte noch aus ihm werden können! Vielleicht ein Systematiker. Das ist das häufigste Schicksal unter Philosophen, wenn ich mich nicht täusche. VertreterInnen der Minderheit dagegen, etwa Alain, Adorno, Friedrich Georg Jünger, sind wiederholt für ihr *unsystematisches* Denken gerügt worden. Man hätte ihre Sicht auf die Welt lieber wie einen Stammbaum a lá Darwin oder eine Apothekenschrankwand mit lauter Schubladen vor sich gehabt. Der vom erwähnten Holzhammerphilosophen Ludwig Klages nicht unbeeinflußte Sachse Hermann Schmitz, geboren 1928, ist diesem Vorwurf tatsächlich noch zuvorgekommen, indem er zwischen 1964 und 1980 sein 10bändiges *System der Philosophie* vorlegte. Es umfaßt rund 5.000 Seiten. Es soll sogar schon schulbildend sein. Schmitz kreist nicht um Krieg oder Lüge, sondern um einen menschlichen *Leib*, der weit genug aufgefaßt ist, um darin den epochenumfassenden Dualismus Leib/Seele zu schlichten und auch noch alles andere unterzubringen, das ein hellwacher Kopf zu berücksichtigen hat, Göttliches eingeschlossen.

Trotzdem fanden die Alains, Adornos, F. G. Jüngers, Systeme seien zu eng. Sie verleiten zu einem bestimmten Blickwinkel, der zuviel Dunkel unbeleuchtet läßt. Sie unterbinden Überraschungen, weil man nur nach dem sucht, was man finden möchte, beispielsweise den Ruhm. Man möchte vor allem recht behalten. Philosophische Systeme sind immer nur Rechtfertigungen ihrer Anlässe und Strukturen, also dessen, was in ihnen angelegt ist. Was nicht hineinpaßt, wird unweigerlich zurechtgebogen. Was zu sperrig, zu widersetztlich ist, fällt unter den Tisch. Andererseits erzwingen sie trotz ihrer Enge Wucherungen, die völlig unfruchtbar, aber zur Stützung des Systems unabdingbar sind. Ein jüngereres Beispiel dafür stellt Canettis Werk *Masse und Macht* von 1960 dar.

Allerdings kann der Verzicht auf Systematik auch eine billige Ausrede darstellen, wie ich einräumen will. Der Literaturbetrieb wimmelt von Faulpelzen, Strohköpfen und Scharlatanen, die sich begierig Ilse Aichingers Bemerkung aus *Schlechte Wörter* an den Bildschirmrand ihres Computers geklebt haben, niemand könne von ihr verlangen, Zusammenhänge herzustellen, solange sie vermeidbar seien. Einen Zustand im Chaos zu belassen ist sicherlich oft bequemer als der Versuch, ihn zu ordnen. Bei Hochwasser, das einem schon den Kragen näßt, wird es freilich unbequem. Man wird sich zumindest nach einem Elfenbeinturm umsehen. Ruft die Regierung gar eine »Pandemie« aus, die jenen Themen Krieg und Lüge verpflichtet ist, wird man vielleicht doch die Ärmel aufkrempeLn,

um sich durch die Müllhalde sogenannter Öffentlicher Meinung zur Wahrheit vorzuarbeiten.

∞ Verfaßt 2022

* Hans-Dieter Schütt, <https://www.nd-aktuell.de/artikel/979481.denken-ohne-gelaender.html>, 30. Juli 2015

Der Franzose **Luc de Clapiers Vauvenargues** (1715–47) ist sogar *Marquis* – nur kränkelte er leider von Kind auf. Nicht nur darin erinnert er an Landsmann Blaise Pascal. Seiner Sehschwäche zum Trotz liest der Knabe viel; besonders die Schriften von Plutarch und den griechischen Stoikern haben es ihm angetan. Doch da sein Vater zum Adelstitel – wegen Ausharrens in der pestverseuchten Heimatstadt Aix-en-Provence – offenbar keine Pfründe erhielt, kommt ein Studium nicht in Frage. Der Sprößling wird mit 20 Offizier beim Militär, was ihn freilich weder zum Nationalhelden noch gesünder macht. So bringt ihm, nach dem italienischen Feldzug (1734), das Hauen um Böhmen (1742) Erfrierungen ein, die ihn für Monate ins Hospital zu Nancy zwingen. Im selben Jahr stirbt 17jährig sein Kamerad Paul Hippolyte Emmanuel de Seytres, mit dem ihn seit 1740 eine mindestens schwärmerische Zuneigung verbindet. Zuletzt in Arras stationiert, nimmt Vauvenargues 1744 seinen Abschied. Man hat inzwischen ein tuberkulöses Lungenleiden bei ihm festgestellt.

Seit April 1743 korrespondiert er mit Voltaire, was zu einer engen Freundschaft führt. Vauvenargues arbeitet längst an eigenen Texten, nur wird sein Gesundheitszustand immer bedenklicher. Er zieht sich die Pocken zu, wird nahezu blind, leidet an chronischem Husten. Möglicherweise ist hier eine in der Jugend aufgeschnappte Syphilis im Spiel. Dadurch werden auch seine Versuche zunichte gemacht, im diplomatischen Dienst Fuß zu fassen. Seit 1745 lebt er zurückgezogen und ärmlich in Paris. Ein Jahr darauf erscheinen, anonym, seine *Reflexionen und Maximen*. In diesem schmalen Sammelband häufen sich Schlagworte wie Gefühl, Natur, Herz, Tugend, weshalb man ihren Anwender zu einem Vorläufer der Romantik erklärt hat. Immerhin liest man darin auch von Männern, die ihre »Luft zum Atmen in der Unbestimmtheit finden« und sich von ihren eigenen Erfindungen »berauschen« lassen. Vauvenargues hat wenig Humor und viel Moral. Seine Hauptsorge gilt dem Ruhm. Da blitzt in seinem unübersehbaren Skeptizismus zuweilen sogar selbstironische Töne auf: »Wenn man fühlt, daß man nichts hat, um sich die Achtung eines anderen zu erwerben, ist man schon recht nahe daran, ihn zu hassen.«

Eine von Voltaire empfohlene zweite, verbesserte Auflage seines Werkes erlebt der vom Schicksal geschlagene Tugendbold wahrscheinlich nicht mehr mit: er stirbt 1747 mit

31 Jahren. Vauvenargues wurde erst im 19. Jahrhundert »entdeckt«, darunter von Schopenhauer. Seitdem wird der streckenweise meisterhafte Aphorismen-Schreiber in die Reihe »der großen französischen Moralisten« gestellt. Dem schloß sich auch *Brockhaus* an. Ich fürchte jedoch, hier ist ein Ausgleichsgesetz am Wirken, das auch Autoren/Schriftstellerinnen wie Otto Weininger, Katherine Mansfield, Franz Kafka, Simone Weil zugute kam: Währte das Leben nur halb, zählt das Werk später doppelt. All diese Leute werden heillos überschätzt.

∞ Verfaßt um 2015

Siehe auch → Erkenntnis → Schach, Göring (Philosoph) → Wahrscheinlichkeit → Blog R.: Erzählungen
Molinga Kap. 3 (Kritisches von Kommunardin) + *Kanonen laut Kanon* (Muster)

Politik

Ich will nicht behaupten, *Brockhaus* hätte den süddeutschen Kommunalpolitiker **Volker Baehr** (1943–81) unbedingt berücksichtigen müssen, aber es wäre jedenfalls theoretisch möglich gewesen. Sein buchstäblicher Fall bahnte sich in der schwäbischen Kreisstadt Ditzingen an, die bis zum Herbst 1980 im restlichen Deutschland vergleichsweise unbekannt gewesen sein dürfte. Nun jedoch geriet zunächst der dortige Oberbürgermeister Alois Lang (CDU) ins Stolpern, waren doch »Grundstücksgeschäfte« ruchbar geworden, die Lang »am Gemeinderat vorbei« gemacht hatte.* Er trat zurück. Ein Jahr darauf, am Montag den 7. September 1981, steuerte sein gewählter, designierter Amtsnachfolger Volker Baehr, ein 37 Jahre alter Volkswirt, Städteplaner und SPD-Politiker, im Morgengrauen und in verzweifelter Verfassung die bei Widdern gelegene, bis 80 Meter hohe Jagsttalbrücke der A 81 an. Baehrs Amtseinsetzung stand erst bevor, weil sie durch den verwaltungsrechtlichen Einspruch zweier weit abgeschlagener Mitbewerber über Monate hinweg hintertrieben worden war. Für Lokalredakteur Rainer Schauz** waren Baehrs angebliche »Depressionen«, so die Polizei, just dem Sumpf der örtlichen Korruption und der entsprechenden Intrigen gegen Baehrs durchaus lautere Absichten entsprungen, denselben trocken zu legen. Aber der »feinsinnige«, gern Schach spielende neue Oberbürgermeister sei wohl nicht »abgebrüht« genug gewesen, um beispielsweise auch noch die Schläge einzustecken, die ihn auf der für diesen Montag anberaumten Sitzung über die Neuordnung des Baudezernates erwarteten. Die halbe Nacht durch soll er

mit seiner Frau Angelika gesprochen haben, einer berufstätigen Lehrerin. Wie aus dem Bekanntenkreis zu hören ist, bemühte sich die Ehefrau vergeblich, ihm das Gefühl des Versagens zu nehmen und ihn gleichwohl zum »Ausstieg« aus der Politik zu bewegen. Sie meldete ihn noch am selben Tag als vermisst. Daraufhin wurde er zerschmettert unter der erwähnten Brücke gefunden. Aussagen von nahen Autobahnbauarbeitern zufolge hatte sich der 37jährige »entschlossen« in die Tiefe gestürzt. Falls ihm der Gedanke an den abzusehenden Schock seiner Angehörigen gekommen war, hatte ihn dieser offensichtlich nicht zurückzuhalten vermocht.

∞ Verfaßt 2023

* Franziska Kleiner: »Ungeschönter Blick in die Ditzinger Geschichte«, *Stuttgarter Zeitung*, 23. Juni 2016

** Rainer Schauz, »Volker Baehrs Brückensturz war tiefe Resignation«, *Stuttgarter Nachrichten*, 11. September 1981

Mit der Einfalt, die wir vom globalen Fernsehpublikum kennen, behauptet *Brockhaus*, bei einer **Gipfelkonferenz** handle es sich um ein »Treffen leitender Politiker, um internationale Streitfragen zu besprechen und gegebenenfalls zu lösen«. Andere, meist viel wichtigeren Zwecke kennt er nicht. Immerhin meldet er maulwurfshügelhohe Bedenken mit seinem abschließenden Satz an: In neuerer Zeit habe die Praxis, Gipfelkonferenzen einzuberufen, »in einem sehr starken Maße« zugenommen.

Gewiß hat es solche Schauveranstaltungen auch schon in der Antike und im Mittelalter durchaus häufig gegeben, sofern man die Relationen beachtet. Nur haben wir keine Erzbischöfe und Könige mehr, vielmehr Führungspersonal der demokratisch-kapitalistischen Sorte. Eben! Geld spielt keine Rolle, wenn es die Wählermassen zu blenden gilt. Vielleicht gibt es ja schon Diplomarbeiten, die die Kosten der Aussrichtung aller postmodernen Gipfel-, Sicherheits- und Weltwirtschaftskonferenzen auf Heller und Pfennig errechnet und dem friedensstiftenden Nutzen gegenüber gestellt haben, der in der Regel Null beträgt. Dafür verdienen die PR-Leute, die Medien, die LeibwächterInnen, die Transportindustrie und die ortsansässigen KrämerInnen jede Menge Geld.

Somit sind Gipfelkonferenzen ganz vorwiegend herausragende Förderveranstaltungen der marktwirtschaftlichen Art, geradeso wie Erfindermessen, Olympiaden und sogenannte Weltausstellungen. Das Erschreckendste liegt aber darin, daß sich die Wahlschafe dieses bunte Futter, das letztlich sie zu finanzieren haben, seit Jahrzehnten bereitwillig vorwerfen lassen.

Gerade durften wir wieder die *Münchener Sicherheitskonferenz* genießen (16./18. Februar 2024). Dafür, daß die halbe Stadt lahmgelegt und mit Polizisten vollgestopft wurde, steuerte Berlin, wie ich aus etwas älteren Angaben schließe, mindestens drei Millionen Euro bei. Ja, ist das denn erlaubt? Die fehlen doch Scholz und Baerbock, wenn die nächste Rate der Finanzhilfe für Kiew fällig wird!

Unter »Krones« führt *Brockhaus* lediglich die österreichische Schauspielerin Therese Krones an, die 1830 bereits mit 29 Jahren einer, laut Internetquellen, »kurzen, schweren Krankheit« erlag. Ganz Wien soll ihr zu Füßen gelegen haben. Obwohl ich mir aus Schauspielern und Politikern ähnlich wenig mache, möchte ich bei dieser Gelegenheit an Thereses Landsmännin **Hilde Krones** (1910–48) erinnern.

Möglicherweise sah diese Krones nicht ganz so hinreißend aus wie Therese. Zwei Fotos haben sich mir eingeprägt. Da marschieren derb gekleidete, mit Spitzhacken oder Schaufeln bewaffnete WienerInnen zum Wiederaufbau. Der hohe Frauenanteil verblüfft – falls man das Jahr der Aufnahme nicht kennt: 1945. In der vordersten Viererreihe ausschließlich Frauen. Sie scheinen guter Stimmung zu sein, trotz ihrer aus den Schuhsschäften lugenden Wollsocken, die nicht gerade der Pariser Vorkriegsmoden entsprechen. Hilde Krones, Mitte 30, halbrechts, lacht ebenfalls. Ja, noch lacht sie. Hier wirkt sie recht hochgewachsen und eher schlank. Das wäre vielleicht die richtige Freundin für mich gewesen. Aber damals war ich noch gar nicht auf der Welt. Unverkennbar sind Hildes großer Mund, die kräftigen Zähne und die leicht slawischen Wangenknochen. Im ganzen könnte man ihr Gesicht knuffig nennen. Das sieht man dann auch auf dem zweiten, diesmal undatierten Foto. Die Frau um 30 lehnt lachend in einer Haustür. Sehr witzig finde ich ihr bauschiges, zweifarbig längsgestreiftes Kleid. Hier wirkt Krones eher unersetzt, dabei recht drall und breithüftig. Kinder hatte sie übrigens nie, zu ihrem Bedauern. Die Gründe der Kinderlosigkeit sind mir allerdings nicht ganz klar geworden. Mindestens zwei Väter wären jedenfalls zur Hand gewesen.

Hilde Krones selber war die Tochter einer Hausfrau und eines Bäckergehilfen. Der Vater starb, als sie 14 war – warum, verrät keiner. Die Tochter durfte, nun unter Mühen der notgedrungenen berufstätigen Mutter, die Wiener Handelsakademie besuchen. Sie wurde zunächst Kaufmännische Angestellte, rasch auch Politikerin. Sie galt als rhetorisch begabt. Aus der sozialistischen Jugendbewegung kommend, zählte sie zum linken Flügel der österreichischen Sozialdemokratie (SPÖ). Krones hatte sich im Faschismus an der Untergrundarbeit beteiligt und war zuletzt, nach dem Krieg, sogar Abgeordnete des

demokratischen Nationalrates (des österreichischen Parlaments) geworden. Das konnte sie freilich nicht daran hindern, sich (1948) mit 38 Jahren umzubringen – wie in der Regel angenommen wird. Warum tat sie das? Immerhin hatte sie sich selber einmal ausdrücklich als Kämpferin bezeichnet. Sie half gern, sie war ehrgeizig, sie wollte eine bessere, eine gerechte Welt. Jetzt hatte sie den Tod gewollt – falls sie nicht insgeheim darauf hoffte, vielleicht noch rechtzeitig gefunden zu werden.

Soweit ich sehe, hatte Krones zwei wesentliche Leidenschaften: die Politik und die Geschlechterliebe. Und man darf wohl vermuten, beide waren ihr überlegen und brachen ihr im Verein das Genick. Nehmen wir zunächst die politische Lage. Schon die war sicherlich für jede Verzweiflung gut. Auf einer *SPÖ*-Webseite* heißt es dazu erstaunlich offenherzig, »angeführt vom damaligen Innenminister Oskar Helmer [SPÖ]« sei gegen Hilde Krones und ihre Gruppe (um die Zeitschrift *Kämpfer*) »wegen angeblicher ideologischer Nähe zur *KPÖ* eine persönliche Diffamierungskampagne betrieben« worden. Doris Ingrisch** hebt auch den Chefredakteur der sozialdemokratischen *Arbeiter-Zeitung* Oscar Pollak hervor, über den anscheinend so manche verleumderischen Angriffe gegen die Opposition liefen. Krones‘ Mitstreiter Erwin Scharf wurde Anfang 1948 sogar aus seinem Amt im Parteisekretariat entfernt. Er hatte sich öffentlich gegen den Schmusekurs der *SPÖ* verwahrt und ging dann auch bald zur *KPÖ*. Krones ist zerrissen, ihre Gruppe zerfällt. Auch Ingrisch versichert, die kapitalfreundlichen *SPÖ*-Bosse hätten damals »Gerüchte in Umlauf gesetzt, die schließlich bis zum Rufmord reichten« und damit Krones politische Ehrbarkeit in Frage stellten. Mitte Dezember 1948 wunderten sich Freunde von Krones darüber, sie schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen zu haben, und suchten deren Wohnung auf. Die Wohnung war eiskalt. Die 38jährige lag bewußtlos in ihrem Bett. Im Krankenhaus starb sie. Die Ärzte sprachen von Schlafmittelvergiftung und Lungenentzündung. Ein Abschiedsbrief wurde, laut Ingrisch, nicht gefunden.

Einen gewissen Franz Krones habe ich bislang vernachlässigt – das ist der Einfluß des befremdlichen Eintrages über Hilde Krones bei *Wikipedia*. Die Ehe der gebürtigen Hilde Handl kommt dort nicht vor. Sie hatte sich 1939 mit dem Ingenieur für Elektrotechnik und Gesinnungsgenossen Franz Krones verheiratet. Er wird bald einberufen. Laut Briefen liebt und vermißt Hilde ihn glühend, und er kehrt sogar schon 1945 aus der Gefangenschaft heim – um nun den Rivalen und Genossen Erwin Scharf zu ertragen. Hilde hat sich in ihn verliebt. Franz bemüht sich um Toleranz. Auch Scharf ist nebenbei verheiratet, zwei Kinder. Wie es aussieht, übt er sich in Vorsicht; vielleicht ist er auch der übliche Spröde. Hilde macht sich hübsch für ihn, versichert: »Ich bin kein Liebchen, das man verstecken kann.« Aber inzwischen ist Scharf auch mit dem Schmutz der *SPÖ*-Bosse

beworfen worden und gilt als Aussätziger, den man folglich zu meiden hat. Die Zerrissenheit von Hilde Krones erwähnte ich bereits.

Kommunist Erwin Scharf wurde noch alt. Dagegen sind von Franz Krones im ganzen Internet noch nicht einmal die Lebensdaten zu bekommen. Dabei war Franz ein wichtiger linker Aktivist gewesen. Als Mitarbeiter des Blattes *Informationsdienst der SPÖ* und Bildungsobmann im Wiener Stadtbezirk Ottakring stand er der oppositionellen Gruppe um seine Ehefrau nahe. Als der *ID* im Herbst 1946, wohl von rechts her, eingestellt wurde, verlor die Opposition eine wertvolle Plattform. Aber von Franzens Verbleib (nach dem Selbstmord) erfährt man nichts mehr. Ein »altlinker« Freund aus Wien teilt mir immerhin auf Anfrage mit, nach seinen Erkundigungen war Hildes Gatte Franz, als Ingenieur, bei der Wiener Stadtverwaltung angestellt. Nach dem Krieg habe er dort noch Karriere gemacht. Jede politische Betätigung habe er sich spätestens ab 1950 verkniffen.

∞ Verfaßt 2022

* <http://www.dasrotewien.at/seite/krones-hilde-geb-handl>, o. J.

** Doris Ingrisch, »Ohne Kompromiß«, in: *Die Partei hat mich nie enttäuscht ... Österreichische Sozialdemokratinnen*, Hrsg. Edith Prost, Wien 1989, S. 288–338

Für *Brockhaus* war **Emiliano Zapata** (1879–1919) ein bedeutender Bauernführer in der mexikanischen Revolution. Er sei »ermordet« worden. Hier könnte sich der Einfaltspinsel allerdings fragen: wenn er Umstürzler und Partisanenchef war, ist er ja wohl kaum mit Samthandschuhen vorgegangen. Wie kann man sich da wundern, wenn er seinerseits gewaltsam aus dem Verkehr gezogen worden ist?

Ich hoffe, es läßt sich ohne Blauäugigkeit feststellen, ein guter Partisan sei gewiß ein ausgefuchster Fallensteller, aber selten heimtückisch. Deshalb, so nehme ich an, fehlte Zapata die Nase für die Falle, die man ihm selber stellte. Seine Truppen, die vornehmlich aus besitzlosen Landarbeitern bestanden, operierten im Süden Mexikos, während Pancho Villa die Aufständischen im Norden führte. Durch ein Bündnis zwischen Villa und Zapata gelang es 1914, den neuen »Präsidenten« Oberst Victoriano Huerta zu stürzen. Die üblichen Streitigkeiten unter den revolutionären Truppen, die unter dem Oberbefehl Venustiano Carranzas standen, blieben freilich nicht aus. Was Carranza persönlich angeht, verlangte es ihn seinerseits nach dem Sessel des Präsidenten. Gegen Villa konnten sich seine Truppen dank des strategischen Geschicks des Ranchers Alvaro Obregón auch durchsetzen; Zapata dagegen sperrte sich und kämpfte mit seinen Leuten im Süden weiter. So griff Carranza zur erwähnten Heimtücke. Sein Oberst Jesús Guajardo gab vor, er

wünsche zu den Zapatisten überzulaufen, weshalb er ihren Chef bitte, ihn am 10. April 1919 auf seiner Hacienda *San Juan* aufzusuchen. Die lag bei Chinameca, Morelos. Als der 39jährige Zapata erschien, wurde er von Guajardos Leuten mit einem Kugelhagel empfangen und regelrecht durchsiebt. Man schaffte die Leiche nach Cuautla und stellte sie dort öffentlich aus. Zapatas AnhängerInnen konnten sich ein Jahr darauf trösten, als Carranza im Machtkampf gegen Alvaro Obregón den Kürzeren zog und seinerseits ermordet wurde. Nun ging der Präsidentensessel an Obregón. Im ganzen forderte die mexikanische »Revolution« mindestens 350.000 Tote, von den Verletzten und Geflüchteten zu schweigen. Man sehe sich nun das heutige Mexiko an, dann weiß man, wofür die 350.000 gestorben sind.

Einige Internetquellen betonen Zapatas tiefes Mißtrauen gegen PolitikerInnen aller Art. Der *Spiegel* behauptet gar, für den Bauernführer seien PolitikerInnen »ein Haufen Bastarde« gewesen. Die Berechtigung dieser Abneigung hat sich, von jenem Hinterhalt gegen Zapata selber einmal ganz abgesehen, in den vergangenen 100 Jahren jede Wette zehntausendfach, ja millionenfach erwiesen. Nur bis zum DDR-Schriftsteller Armin Müller, eigentlich kein Betonkopf, war die Kunde 1987 immer noch nicht durchgedrungen. Für ihn ist das anscheinend neu, wie sein Tagebuch nahelegt.* Seit der Affäre um Uwe Barschel und verschiedenen verlogenen »Ehrenwort«-Auftritten glaube den Politikern so gut wie kein Mensch mehr. »Politiker, das droht ein Schimpfwort zu werden.« Eine Anspielung auf seine eigenen PolitikerInnen aus dem Stall *SED* verkniff er sich an dieser Stelle. Und er behielt leider auch Unrecht. 2024 mögen ein paar tausend mehr Leute auf PolitikerInnen schimpfen – aber sie wählen sie trotzdem, sie lassen sie schön gewähren. Es ist bequemer so.

∞ Verfaßt 2024

* Armin Müller, *Ich sag dir den Sommer ins Ohr*, Rudolstadt 1989, S. 338

Alles Mörder? Wenn mir am Internetmagazin *Overton* auch vieles mißfällt, jetzt muß ich es loben. Es hat eine recht scharfe Veröffentlichung zur Kriegstreiberei gewagt [<https://overton-magazin.de/top-story/soldaten-sind-moerder/>, 24. Mai 2025]. Der Autor rankt seine Überlegungen um den berühmten Tucholsky-Satz von 1931, Soldaten seien Mörder. Am Schluß ist er sogar kühn genug, um schlüßfolgernd zu verkünden, auch Politiker seien Mörder. Das bezieht er eben auf die Kriegstreiberei und den Rüstungswahn. Im übrigen deutet er an, er sei gespannt, ob er jetzt ebenfalls, wie so viele Tucholsky-NachahmerInnen, verklagt oder sonstwie belangt werde. Ich war zunächst beeindruckt, nur wurde

meine Freude durch etwas getrübt, das Dritte vielleicht Neid nennen würden. Ich vertrete die Position dieses Autors nämlich seit Jahren. Nur interessiert das keinen, weil mich keiner kennt. Ich schlage vor, zum Beleg blättern Sie einmal mindestens zu meinem Stichwort Gewalt und insbesondere dem dortigen Text von 2016 »Die VerbrecherInnen sind mitten über uns« zurück. Sie werden dann freilich auch feststellen, ich gehe deutlich weiter als *Overton*-Autor Jürgen Dommert. Oder sagen wir, ich grabe tiefer als er. Das liegt an meiner zuweilen so genannten »fundamentalistischen« Natur, die mir auch nicht gerade die Türen zu Redaktionsstuben öffnet.

Apropos »feststellen«. Dommerts Artikel ist eigentlich vorbildlich fremdwortarm – doch gleich im ersten Absatz mutet er uns ein Leib- und Magen-Fremdwort aller AkademikerInnen zu: Konstatiert. Warum tut er das? Weil er mit diesem Fremdwort geimpft worden ist und gar nicht mehr auf die Idee käme, es in Frage zu stellen. Und wenn wir schon bei der Grammatik sind: Ungefähr in der Mitte benutzt der Autor die fast überall viel zu oft eingesetzte Konjunktion *daß*. Er formuliert den Nebensatz, »dass die russischen Horden fast schon vor Berlin stünden«. Das ist doppelt gemoppelt. Warum schreibt er nicht viel eleganter, die russischen Horden stünden schon fast vor Berlin? Weil er auch mit der unangenehm scharfen, nadelspitzigen Konjunktion *daß* geimpft worden ist. Nebenbei finde ich, die Textspalte bei *Overton* ist viel zu breit, daher schwer lesbar. Dafür kann freilich Dommert nichts.

Im Grunde ist das ganze Internet, die Betriebssysteme für Computer eingeschlossen, völlig überladen und völlig überzüchtet. Ich komme darauf, weil mir jetzt wieder aus jedem zweiten Vorgarten die fetten, wahlweise roten, weißen oder bunt karierten Pfingstrosen aufs Auge klatschen. Um ehrlich zu sein, habe ich selber welche, nur fand ich die hier vor und ließ sie gnädig stehen. Sie blühen sowieso nicht jedes Jahr; möglicherweise stehen sie zu schattig. Treiben sie lediglich Knospen, ohne sie gefälligst auch zu öffnen, sind sie eigentlich, für meinen Geschmack, am schönsten. Gegen diese geheimnisumwitterte Verkapselung sind die geöffneten fetten Blüten erst recht ein Faustschlag aufs Auge. Man müßte ZüchterInnen finden, die für unblühbare Pfingstrosen sorgen, aber wahrscheinlich bekämen jene dann wegen unerlaubtem Schwangerschaftsabbruch umgehend Post vom Staatsanwalt.

Ein erfreuliches Gegenbild zu den Vorgärten bot sich mir gerade beim Radausflug im Langen Hain, einem bewaldeten Höhenzug jenseits des Flüßchens Laucha. Die niedrige, sonnige Böschung eines Kahlschlages war mit »wilden« Blühern geradezu übersät. Beherrschend die zahlreichen rosa bis rötlich gefärbten Polster des Ruprechtskrauts. Dazwischen verschiedene gelb blühende Pflanzen, wie man sie so kennt, und

mittendrin, aufrecht wie ein Leibwächter, ein hüfthoher, glockiger Fingerhut, der just in der Farbe des Ruprechtskrauts auftrat. Dieses ist ein häufiges Storchschnabelgewächs mit dunkelroten, behaarten Stengeln und gefiederten Blättern, die oft gleichfalls schon rot sind, mitten im Sommer. Die Blätter der kleinen fünfstrahligen Blüten wirken der Länge nach blaß zweifarbig gestreift – die einen sprechen von mehreren weißen, die anderen von mehreren roten Streifen. Alle miteinander behaupten, die zerriebene Pflanze rieche »leicht widerlich«, so die Formulierung in meinem *Kosmos Naturführer*, Abteilung »Wildwachsende Blütenpflanzen Mitteleuropas«. Ich jedenfalls kann keinen »unangenehmen« Duft des Ruprechtskrauts erwittern. Süß ist er natürlich nicht, aber auch keineswegs so bitter, daß man sich gleich übergeben müßte oder Durchfall bekäme. Mir gefällt dieser Duft. Er kommt eben von den ätherischen Ölen einer alten Heilpflanze mit mindestens einem Dutzend Anwendungsfällen, darunter gerade *gegen* Durchfall.

Apropo Fall. Zum Dank für die mir gebotene Augenweide versorgte ich die bunten Gesellen auf der Kahlschlagböschung mit jüngsten beruhigenden Nachrichten aus Asien. Liebe Leute, sprach ich, da habt ihr mal wieder Schwein gehabt. Am 12. Juni 2025 stürzte eine *Boeing*, die eigentlich von Ahmedabad nach London fliegen sollte (*Flug AI-171*), zufällig nicht auf euch. Sie gewann kaum Höhe und ging kurz nach dem Start in einem Wohngebiet nieder, dabei wohl hauptsächlich auf einem Wohnheim für Medizinstudenten – mindestens fünf von denen befanden sich jetzt unter den Leichen, die sie sonst zu sezieren hätten, habe der indische Sender *NDTV* gemeldet. Von den 242 Insassen der *Boeing* überlebte lediglich eine Person. Um 20 Todesopfer am Boden hinzugenommen, erwischte es also rund 260 Leute auf einen Schlag. *Wikipedia* meint inzwischen sogar, es habe mindestens 274 Tote gegeben, von den Verletzten ganz abgesehen. Trifft *mich* beim Radausflug ein Blitz, ist die Opferrate beträchtlich geringer, weil ich schon seit Jahren Rudel meide. Und zwar im Gegensatz zu euch, liebe Leute, sprach ich und schwang mich wieder auf meinen Sattel.

Man muß ihnen aber immerhin zugute halten, bei der Rudelbildung Gipfelkonferenzen und sogar Plenar- und Parteitagssäle streng zu meiden.

Siehe auch → Anarchismus, Sullivan (USA) → Automobilisierung, Fischer (Stadtchefin) → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (u.a. Manifest) → Corona, Selbstkritik → Demokratie → Kelly Petra (Grüne) → Lüge → Spitzel, Babeuf → Blog R.: entspannend die *Korsischen Räuberpistolen*

Polstern

Vom britischen Kunsttischler **Thomas Chippendale** (1718–79) sehen wir, fotografiert, einen Armlehnstuhl, der vor allem durch seinen farbenfrohen, geblümten Bezug besticht. Wenn einer darin Platz nähme, wäre die Wirkung dieses laut *Brockhaus* »gewirkten« Bezuges natürlich aufgehoben. Steckte er überdies in einem geblümten Kleid von anderer Farbgebung, käme es womöglich zu einem Gemetzel, weil sich die beiden Stoffe bissen. Aber in den meisten Fällen von Sitzmöbeln, die sich Entwürfen prominenter Hand verdanken, ist sowieso nicht daran gedacht, sie zum Sitzen zu benutzen. Sie sollen bestaunt werden: weil sie eben aus dem Hause *Chippendale* oder aus dem *Bauhaus* stammen. Nimmt man trotzdem einmal für länger darin Platz, steht man mit Rückenschmerzen wieder auf. Bei dem fotografierten Armlehnstuhl zum Beispiel fehlt im stumpfen Winkel zwischen Sitzfläche und Rückenlehne jede Andeutung einer nierenschonenden Vorwölbung. Aber Chippendale war eben Tischler, kein Orthopäde.

Von diesem Gesichtspunkt des Eindruckschindens einmal abgesehen, kennt man das Mobiliar als Thermometer, das Besuchern den Charakter des jeweiligen Möblierten verrät. So lässt sich die betrübliche Verfassung mancher anarchistischen Kommune bereits am Zustand ihrer Stühle und Polstermöbel ablesen. Jeder Stuhl wackelt; aus jedem zweiten Sessel quellen Innereien; nehmen drei Leute gleichzeitig auf einem Sofa Platz, sind sie in der Staubwolke nicht mehr zu sehen. Als Wracks vom Sperrmüll gekommen, kümmern diese Sitzmöbel gerade noch so viele Jahre vor sich hin, wie die anarchistische Kommune hält. Vor rund 20 Jahren, als ich selber verschiedenen Kommunen angehörte, war ich eine Zeitlang bemüht, aus ähnlichen Objekten, die ich sorgfältig instandsetzte und einheitlich bezog, Sitz- oder Tischgruppen zu schaffen, doch es dauerte nicht lang, bis sie in alle Winde oder Zimmer verstreut waren. Ich mußte meiner Berufsehre verbieten, sich gekränkt zu fühlen.

Nebenbei bemerkt, war meine späte Berufswahl ohnehin nur eine Notlösung gewesen. Als abgedanktes Künstlermodell um 1990 nach Kassel heimgekehrt, lag ich teils meiner Mutter auf der Tasche, teils trug ich Zeitungen aus. Dann schlug mir ein Freund vor, irgendeine vom Arbeitsamt geförderte Umschulung zu beantragen. Da im Berufsbildungszentrum der Handwerkskammer gerade jemand abgesprungen war, der den Gesellenbrief als Raumausstatter angestrebt hatte, sprang ich dort ein. Und siehe da – Teppichböden, Tapeten und Gardinen interessierten mich nicht sonderlich, doch dem Polstern konnte ich auf Anhieb Liebreiz abgewinnen. Es war ein sinnliches Vergnügen, das den vielseitigen und ästhetisch gestimmten Menschen herausfordert. Meine Ausbilder oder späteren Chefs hielten mich sogar für bemerkenswert begabt und förderten mich

entsprechend. Das muß ich ihnen also lassen, obwohl wir ansonsten leicht aneinander gerieten und uns um 2000 endgültig entzweiten. Das Handwerk ist eine, die Befehlsgewalt eine andere Sache.

∞ Verfaßt um 2020 • Siehe auch → Handwerk, Polstern

Psychologie

Unter **Streuung** führt *Brockhaus* mehrere Gebiete an, voran die Physik, in der besonders Strahlungen gern gestreut werden. Was fehlt, ist das wichtige Feld psychologisch und politisch begründeter Streuung. Dabei wird uns doch schon in die Wiege gesungen: »Willst du alles auf einen Schlag besorgen, bleibt dir kein Spielraum mehr für morgen.« Der Mensch geht häppchenweise vor. Er ist kein Wolf, der sich mit dem ganzen erbeuteten Schaf vollschlägt, bis er nur noch in seine Höhle robben und drei Tage ratzen kann. Der Mensch streut seit jeher Kriege, weil sie dann nicht so leicht als Weltkriege verunglimpft werden können. Selbst im Frieden lässt er seine 269 *Starfighter* nicht alle auf einmal in der Lüneburger Heide abstürzen. Sonst könnte sogar das *Lüneburger Schafkopfblatt* Verdacht schöpfen. Nicht anders verfährt der Finanzminister, wenn er uns das Steuergeld nicht geballt aus der Tasche zieht, sondern immer neue Arten der in der Regel sowieso »indirekten« Besteuerung erfindet. Gerade neulich erst führte die Politik die Salamitaktik vorbildlich bei der schrittweisen Gewöhnung an allerlei Corona-Maulkörbe und der schrittweisen Abgewöhnung von allerlei Grundrechten vor. Deshalb kam niemand auf die Idee, die Herren Spahn und Lauterbach als Siechenminister oder gar Seuchköpfe zu beschimpfen. In der Familie kennen wir vor allem die beliebte Nadelstichtaktik: Demütige und zermürbe ich meine mißratene Tochter über Jahre hinweg durch strafende Augenaufschläge oder verbissenes Schweigen, wird mich kein Staatsanwalt Mörder nennen können, sobald sie auf dem Speicher an einem kräftigen Nagel schaukelt.

Eine durchtriebene Abart ist die verbreitete Sitte mit den erwähnten Dauerwürsten. Kein Mensch stopft sie sich vollständig in den Schlund, weil er genau weiß, dann hätte er die nächsten Tage gar nichts mehr. Jeder schneidet sich Scheiben ab. Allerdings schneidet er seine Dauerwurst stets *schräg* an. Zwar hat er gelegentlich durchaus den Verdacht, dadurch werde seine Dauerwurst auch nicht länger – aber seine Augen sind von Natur aus größer als sein Magen. Die *schräg* geschnittenen Scheiben spiegeln ihm vor, auf diese Weise hätte er mehr von seiner Wurst.

Im Gegensatz zu seinen marxistisch gestimmten Eltern war der Berliner liberale Psychologe **Karl Duncker**, geboren Anfang Februar 1903, eher unpolitisch. Ab 1936/38 Emigrant in England und den USA, wohnte er zuletzt wieder mit seiner geflüchteten Mutter Käte zusammen. Er starb 1940, erst 37 Jahre alt, diesmal Ende Februar. Heute wird er zu den Kapazitäten der »Gestaltpsychologie« der Berliner Schule gezählt. Duncker galt als ausgesprochen begabt und fruchtbar, brachte es freilich, wohl wegen einiger Feindschaften gegen ihn und seine Arbeitsstelle, nie zu einem Lehrstuhl. Bis zu seiner Amtsenthebung im Sommer 1935 war er am Psychologischen Institut der Berliner Universität »nur« Assistent gewesen. Seine Habilitation wurde blockiert, obwohl er ausdrücklich versichert hatte, »nie Kommunist oder Sozialdemokrat« gewesen zu sein (Wendelborn S. 104). Zuletzt, ab 1938, hatte er sich, am US-*Swarthmore College* (bei Philadelphia, Pennsylvania), mit dem Posten »Instructor« zu bescheiden. Folgt man Sören Wendelborns gründlicher, wenn auch üblich fremdwortlastiger Studie*, hatten die Belange der beruflichen Laufbahn keinen unerheblichen Anteil an Dunckers Schritt, sich 1940 in einem Waldstück bei Baltimore zu erschießen. Ich nehme an, die nahe Großstadt im benachbarten Staat Maryland ist gemeint, wo sich Duncker nach Vermutung seiner Mutter zuvor die Schußwaffe besorgt hatte (S. 140). Man fand den Emigranten nebst »wirr« beschriftetem Zettel in seinem unter Bäumen geparkten Wagen. Für die Nachschlagewerke erfolgte sein Schritt aus der bekannten, alles und nichts sagenden »Depression« heraus.

Dunckers Eltern Käte und Hermann, beide Lehrer, waren stramme Kommunisten, versuchten jedoch, die politisch »neutrale«, vielleicht sogar »einfältige« Warte ihres ältesten Sohnes in Kauf zu nehmen. Bei der Mutter hatte er sogar einen dicken Stein im Brett. Man konnte zuweilen glauben, Karl sei ihr Liebhaber. Mit Hermann war sie eher unglücklich. Was ihren Liebling angeht, tat sich der mit anderen Frauen offensichtlich ziemlich schwer. Seine 1929 mit Gerda Naef geschlossene Ehe hielt keine drei Jahre lang (S. 37). Die wissenschaftliche Arbeit war ihm viel wichtiger. Man gewinnt den Eindruck, Dunckers geschlechtlichen Begierden seien entweder von Natur aus mager oder aber von ihm selber in eine Flasche eingekorkt gewesen, die er manchmal in sicherer Entfernung auf dem Wasser schwimmen ließ. Jedenfalls scheute er, obwohl als durchaus »charmant, liebenswürdig und gutaussehend« beschrieben (S. 34), Nähe. Wendelborns Material legt den Verdacht nahe, dafür sei Duncker einfach zu stolz, hochmütig, ja selbstverliebt gewesen. Es ist kein Widerspruch dazu, wenn er es auch wieder schätzte, zu leiden und

Opfer zu sein. Bei seinem Ehrgeiz war er darauf aus, der »Welt seinen Stempel aufzudrücken«, wie Wendelborn formuliert (S. 40), doch seine Ängste und Arbeitsschwierigkeiten ließen ihn darin immer wieder stolpern. Er sei im Grunde ein Zerrissener, ein »Unentschiedener« gewesen, sagt Wendelborn (S. 206). Somit entbehrte er einer inneren Festigkeit, auf der man einigermaßen sicher stehen konnte. Das wäre ihm wohl zu beschränkt gewesen. Schließlich wünschte er *über* den Dingen zu stehen. Wahrscheinlich war es Karlchen nie vergönnt, den Größenwahnsinn des Kindes abzulegen. Entsprechend behauptet Wendelborn, er habe sich nie ausreichend von seinen Eltern, zumal seiner Mutter, gelöst. Aber wem gelingt das schon.

Einem Brief der Mutter an ihren Gatten aus dem Todesmonat verdanken wir recht bündige Behauptungen über das Selbstmordmotiv. »Die Angst vor einem völligen Versagen seiner Arbeitskraft u. die Verzweiflung darüber; das Zusammentreffen unglücklicher Zufälligkeiten u. Umstände; der Wunsch Köhlers, ihm durch Stellung leichter Aufgaben zu helfen, was ihn nur noch mehr entmutigte (denn er meinte auch ihnen nicht mehr gewachsen zu sein) u. ihn demütigte; die Angst, dem College zur Last zu fallen; wohl auch die Verantwortung für uns beide – all das hat mitgewirkt, das Leben war einfach zu schwer für ihn.« (S. 140)

Ein Eingehen auf die von Wolfgang Köhler und Max Wertheimer geprägte »Gestaltpsychologie« bitte ich mir zu erlassen. Zum einen dürfte sie in solchen Problemfällen eine echt nebensächliche, zufällige Rolle spielen. Als Anfertiger bestimmter Gesundheitssandalen oder Erfinder eines neuen dreifach geschraubten Sprunges beim Eislaufen hätte Duncker die gleichen Probleme gehabt. Zum anderen gibt es ungefähr so viele psychologische, wahlweise philosophische Schulen, wie es spaltbare Haare auf einer gut durchbluteten Kopfhaut gibt. Sie alle teilen mit den Gesundheitssandalen und dem Eislaufsprung das Fruchtlose und somit Überflüssige. Aber für die Karriere sind sie oft nützlich, und deshalb folgt Abzweig auf Abzweig auf Abzweig, bis man von der Wirklichkeit und der Wahrheit kein Fitzelchen mehr sieht.

Neben Schwester Hedwig, die Ärztin und steinalt wurde, hatte der Gestaltpsychologe noch einen jüngeren Bruder – der auch jünger umkam. **Wolfgang Duncker** (1909–42) trat in die Fußstapfen seiner Eltern, wurde kommunistischer Journalist, wohl speziell Filmkritiker. Nach Wendelborn war er vorwiegend für *Berlin am Morgen*, eine Tageszeitung aus dem »roten« Münzenberg-Konzern, tätig. Wohl 1935 traf Wolfgang (mit Gattin Erika) im Gelobten Land ein, in Moskau also, wo er als Schnittmeister (Cutter) gearbeitet haben soll. Allerdings sah er sich bald darauf verhaftet, angeblich wegen seiner Nähe zu Bucharin. Er soll mit 33 vor »Entkräftung« im Gulag von Workuta, Nähe

Nordmeer, gestorben sein. Frau und Sohn überlebten. Vermutlich bewog das über Jahre hinweg ungewisse Schicksal ihres Jüngsten die Mutter Käte Duncker mit dazu, sich nach dem Krieg in der DDR von der *SED* fern zu halten.

∞ Verfaßt 2023

* Sören Wendelborn, *Der Gestaltpsychologe Karl Duncker*, Peter Lang Verlag, Ffm 2003

Siehe auch → Angst → Demokratie, Gewaltmonopol + Übelchen (Samthandschuhgewalt) → Kommunen, Störung → Kränkung → Vorlieben → Zwiespalt/Unruhe → Blog R.: *Düster 2 Freundschaftsdienst*

Für Nichtzoologen, so belehrt mich *Brockhaus*, ist die **Puppe** eine »Nachbildung der menschlichen Gestalt für kulturelle oder magische Zwecke, als Grabbeigabe oder als Kinderspielzeug«. Das ist sicherlich gut auf den Begriff gebracht. Nur verschwendet der Lexikon-Eintrag kein Komma an den auffallenden Trend zur kulturellen Verpuppung, wie man dieses Phänomen glatt nennen könnte. In der Postmoderne scheint die Verpuppung ihren Gipfel zu erreichen. Selbst im Nest Waltershausen laufen fast nur noch Puppen an mir vorüber. Manchmal erkenne ich sie nur deshalb nicht als Nachbildung von dem und dem, weil ich nie Fernsehen gucke. Ich kann also schlecht entscheiden, ob sie einen bestimmten Fußballstar oder eine bestimmte Talkshowmasterin nachahmen. Diese wiederum dürften auch nur Abziehbilder von anderen bestimmten Prominenten sein. Demnächst sind sie alle nicht mehr in Saison-, sondern in Tagesfrist austauschbar. Sie sprechen und denken natürlich auch alle gleich. Gehen Sie ins Waltershäuser Puppenmuseum (Schloß Tenneberg) und schütteln sie alle 10 Käthe-Kruse-Puppen, die dort zu sehen sind: alle klimpern mit ihren Augendeckeln und sagen »Mama« oder »Vater Staat«.

Die *Brockhaus*-Formulierung von der Nachbildung könnte allerdings ungenau sein. Bei meiner Großmutter Helene hatten es die Puppen gar nicht nötig, wie Käthe Kruse oder Sahra Wagenknecht auszusehen. Teils waren es nur notdürftig mit Stoffresten umwickelte Strünke; teils irgendwelche gegabelten Ästchen oder einfach Klötzchen. Die kindliche – und entsprechend auf Südseeinseln die »primitive« – Phantasie war vollkommen genug, um jeden Gegenstand in das jeweils gerade Erwünschte zu verwandeln. Der postmoderne Mensch dagegen würde von Phantasie nur beschwert. Er könnte ins Grübeln kommen und den Staatspräsidenten Ronald Reagan mit faulen Eiern bewerfen. Der Mann hatte vor seiner Wahl an zahlreichen Film- und Fernsehproduktionen mitgewirkt, als Schauspieler.

Ein anderer Gesichtspunkt der Kritik betrifft das verhängnisvolle visuelle Übergewicht in der Postmoderne. Was keine guten Bilder abwirft, darf nicht sein. Die Postmoderne züchtet Augenmenschen und läßt alle hartnäckigen Ohrenmenschen ins Leere laufen. Für mich war die Schallplatte eine begrüßenswerte Erfindung, weil sie die Emanzipation der Musik vom Theater zu versprechen schien. Aber Pustekuchen! Die Schwemme an Musikvideos, die an zahlreichen unterschiedlichen Geräten empfangen werden können, ist gar nicht mehr aufzuhalten. Wir sollen und wollen nicht Musik hören; wir wünschen den Geiger, den Rocksänger und das ganze philharmonische Orchester zu *sehen*. Sind leider keine Filmmitschnitte vorhanden, wünschen wir wenigstens irgendwelche Bilder von Heideröslein, stampfenden Dampfloks oder Gummibärchen kauenden Kindern zu sehen. Auf keinen Fall soll es wieder soweit kommen, daß die unsichtbare Musik in unserem Schädel das eine oder andere selbstgemachte Bild hervorruft. Wir sollen nichts selber machen. Wir sollen uns bedienen und verarschen lassen.

∞ Verfaßt 2024 • Siehe auch → Hände (Puppenfabrik) → Blog R.: *Der Mann im Trafoturm* (Fa. Kellner)

Quantitatives Denken

Lieber KO, ich bin noch Schülerin und bekomme wenig Taschengeld. Aber die neue Platte von Meier & Nagel mußte ich natürlich haben. Und siehe da, sie ist wirklich klasse, weil sie für 11 Euro verkauft wird! Ich betone: für genau 11 Euro, also nicht etwa für 10,99, wie das ja leider gang und gäbe ist. Unserem Mathe-Lehrer habe ich einmal ins Gesicht geschleudert, das sei doch Volksbetrug. Er verwies mich an unsere Kunst-Lehrerin. Die meinte, diese gebrochenen Zahlen wirkten doch ohne Zweifel viel hübscher und interessanter, als so fette plumpe Dinger wie 10 oder 50 oder 100 Euro. Das nahm mir etwas den Wind aus den Segeln. Was meinen denn Sie? Ergebenst Ihre Maltje B., Hildburghausen.

Liebe Frau B., wenn Sie »Volksbetrug« ins Spiel bringen, muß ich Sie an die Volksweisheit erinnern, man gewöhne sich an alles. Damit rechnen unsere Verkaufsstrategen. Vor immerhin 30 Jahren brachte Rio Reiser sein Album *Über Alles* heraus. Darauf ist auch der schmissige und bissige Song 9,99 zu hören.* Was jedoch machen diverse Online-Firmen zur Stunde? Sie bieten das neuwertige, knallbunt gestaltete Album für 16,99 an, ohne rot zu werden. Sie wissen genau, das Volk lechzt bereits genauso nach gebrochenen Preisen wie nach gebrochenen Knochen. Deshalb fällt auch keiner unserer

Außenministerin Baerbock in den Arm, wenn sie, »Rußland ruinierend«, eiskalt mit dem Atomkrieg spielt. Die Leute wünschen verarscht und in Weltkriege gezogen zu werden, weil sie das inzwischen, seit 1914, eben so gewöhnt sind. Sie haben auch die sogenannte, völlig überflüssige, fruchtlose und sündhaft teure »Rechtschreibreform« tadellos geschluckt. Wer heute noch wagt, Fluß statt Fluss zu schreiben, wird gleich in demselben ertränkt.

Sie werden unter Umständen einwenden, andererseits stünden die Leute doch oft gerade auf möglichst runden Zahlen. Ihr Vater gedenke seinen in zwei Jahren anstehenden 50. Geburtstag ganz groß zu feiern und spare schon eifrig darauf. Dabei leidet er vielleicht schon gegenwärtig an Magengeschwüren, die ihm zunehmend den Genuss von Schweinshaxen mit Thüringer Sauerkraut verderben. Warum feiert er dann lieber nicht schon heute, mit 48, ganz groß? Weil das Ihrer Frau Mutter gar zu peinlich wäre. Niemand feiere beispielsweise ein 48jähriges Betriebsjubiläum, wenn er genauso gut noch zwei Jahre weiterarbeiten und Rentenversicherung abführen könne, wie es ja auch Emmanuel Macron wolle. Nur der Einsatz für runde Sachen sei nachvollziehbar und handhabbar zu machen. Wenn Sie einem Katastrophenhelfer erzählen, das Erdbeben habe schon 9.877 Todesopfer gefordert, geht er doch gar nicht erst hin. »Fast« 10.000, oder eben »rund« 10.000, müssen Sie ihm erzählen, dann rennt er sofort los, um dieses epochale Ereignis nur nicht zu verpassen. Zwar dürften dem Opfer Nr. 9.999 und dem Opfer Nr. 10.001 die quantitativen Unterschiede ziemlich egal sein, sobald sie genauso tot wie das Opfer Nr. 10.000 sind, aber die Geschichte wird ja nicht für Opfer, vielmehr für Sieger und Überlebende gemacht.

Hier hätten wir womöglich eine Klammer für meine Überlegungen, liebe Frau B. Der Wunsch nach Verkomplizierung (9,99) und Vereinfachung (10.000) dürfte sich in der Menschheit, pauschal betrachtet, einigermaßen die Waage halten. Wann nun welcher jeweils zur Geltung kommt, bestimmt freilich nicht die Menschheit, vielmehr das Pack, das über geeignete Philosophen, Lehranstalten und Massenmedien verfügt, somit die Menschheit *beherrscht*.

∞ Verfaßt 2023 für Blog-Rubrik *Kummerkastenonkel*

* https://www.youtube.com/watch?v=R9U_13Lb2F8

Sieh an, laut *Brockhaus* war auch der Geisteswissenschaftler **Srinivasa Ramanujan** (1887–1920) »Autodidakt« – und nach 32 Jahren Lebenszeit gleichwohl weltberühmt. Das hält unsere Hoffnung wach. Der spätere Wahl-Brite hatte das Licht der Welt im südindischen

Bundesstaat Tamil Nadu und in einer verarmten Brahmanen-Familie erblickt. Sein Himmel ist die Mathematik. Zwar bewältigt er die Oberschule, gilt freilich nur im genannten Fach als »Wunderkind«. 1909 wird der gläubige Hindu in einem eher fragwürdigen Versuch, ihn von seiner Besessenheit zu heilen, mit der 10jährigen Janaki verheiratet, die anscheinend von seiner Mutter für ihn ausgesucht worden ist. Gelegentliche Beiträge zur Problem-Mathematik in Zeitschriften beheben leider seine Geldnot nicht. Versuche, einen Collegeabschluß zu erringen, scheitern mehrmals an dem geringen Interesse, das er für alle anderen Fächer aufbringt, und wohl auch an seiner Armut.* 1912 ergattert Ramanujan (sprich »Rah-mah-nu-dschän«) einen Job in der Hafenverwaltung von Madras, der ihm außer festem Monatslohn Spielraum für seine Knobeleien gewährt. Daneben bemüht er sich um Kontakte in der weiten mathematischen Welt.

Nach einigen Abweisungen zieht er in Gestalt des britischen Professors Godefrey Harold Hardy (1877–1947), den aus den eingereichten Formeln sofort Ramanujans Genie anspringt, das vermeintlich große Los. Hardy holt ihn 1914 nach Cambridge und verschafft ihm ein Stipendium. Nun findet der indische Strohwitwer (der seine erst 15jährige Gattin lieber zu Hause ließ) einerseits rasch enorme Anerkennung in der Fachwelt, andererseits setzen dem strengen Vegetarier Ernährungsprobleme, das naßkalte Klima und Heimweh zu. An Tuberkulose erkrankt, ist auch die kriegsbedingte Mangellage nicht zu seiner Gesundung angetan. 1919, nach Kriegsende, leidend nach Indien zurückgekehrt, stirbt Ramanujan schon ein Jahr darauf mit 32 Jahren. Seine Witwe S. Janaki Ammal Ramanujan wird dagegen geschlagene 95 Jahre alt. Gemeinsame Kinder sind in meinen Quellen nicht erwähnt. Ramanujan, der nun große Sohn des indischen Kontinents, erscheint wiederholt auf Briefmarken. Er findet Eingang in verschiedenen Kunst- oder Schundwerke. Seit 2011 gilt Ramanujans Geburtstag (22. Dezember) in Indien offiziell als *Nationaler Tag der Mathematik*. Alle paar Jahre geht die Meldung durch die Medien, der Mathematiker Soundso habe nun auch das von Ramanujan hinterlassene mathematische Problem XYZ überprüft und Ramanujans Lösung für stichhaltig befunden.

Möglicherweise begreifen Nicht-Fachidioten, wie man sie heute zuweilen schimpft, nicht ganz, was das indische Genie der Welt eigentlich geschenkt habe. Folgt man Ernst Horst (FAZ 1993), bereicherte er sie auf dem Gebiet der »reinen Mathematik, die nur des freien Laufs der Phantasie bedarf, um gewaltige Denkgebäude aus dem Nichts zu schaffen«, und die natürlicherweise, unter ihren Betreibern, »ganz spezifische Persönlichkeiten« hervorbringe. Welche, sagt Horst leider nicht.

Der heutige Freiburger Professor Stefan Kebekus, geboren 1970, bricht 1997 auf der Webseite seiner damaligen Universität in Bayreuth eine Lanze für die Mathematik im

allgemeinen, ohne Ramanujan auch nur zu erwähnen: »Differential- und Integralrechnung wird an den Schulen gelehrt, weil sie Grundlage sämtlicher Natur- und Ingenieurwissenschaften ist und zum Verständnis vieler anderer Wissenschaften benötigt wird.« Wie sich versteht, zehren auch die Computer von Rechenkünsten. Mathematisch hoch aufgerüstet, steuern sie beispielsweise U-Bahn- oder Telefon-Netze, Kraftwerke und viele allermordnste medizinische Geräte, etwa der Computertomographie. Das ist ein bildgebendes Verfahren der Diagnostik, bei dem der mutmaßlich Kranke zwecks Bestrahlung in eine Röhre gesteckt wird, bei der man unwillkürlich an Genf denkt. All diese Errungenschaften besitzen nämlich ungefähr die Kragenweite der gleichfalls von Kebekus angeführten riesigen *Teilchenbeschleuniger* unserer spielfreudigen AtomphysikerInnen, vor allem hinsichtlich ihrer Heilkraft und ihrer gesellschaftlichen Unverzichtbarkeit. Vermutlich darf man sich den Hinweis, durch Jahrtausende hinweg hätten unsere Vorfahren Häuser, Brücken, ja sogar gotische Dome ohne Zurhilfenahme jeder höheren Mathematik gebaut, zumindest an den Universitäten von Bayreuth und Freiburg nicht erlauben. Man wird erbost zu hören bekommen, sie seien aber unfähig gewesen, Flugbahnen von Mondraketen oder auch nur von Drohnen-Geschossen zu berechnen.

Schwieriger sei freilich die »nicht-angewandte«, also jene »reine« Mathematik zu rechtfertigen, räumt Kebekus immerhin ein, beispielsweise die viele hundert Jahre lange Beschäftigung zahlreicher genialer Gehirne mit dem Problem der *Quadratur des Kreises* oder der *Fermatschen Vermutung*. Im Gegensatz zu Ramanujans Mentor Hardy, der noch meinte, für diese zahlentheoretischen Spielereien gäbe es keinerlei Anwendung, verweist Kebekus jedoch auf die Verschlüsselungen in der Nachrichtentechnik, die eben aus dieser Ecke gekommen seien. Eine frohe Botschaft also für unsere Geheimdienste: es ist nicht nur ein müßiges teures Spiel, das sie treiben. Forscher- und LehrerInnen wie Kebekus sprechen sich deshalb dafür aus, jene Unterscheidung zwischen reiner und angewandter Mathematik fallen zu lassen. Aber um Gotteswillen nicht die Mathematik selbst! Oder gar die Spionage.

Zu solchen »Mischlingen«, wie sie Kebekus im Auge hat, zählte wahrscheinlich auch schon ein berühmter deutscher Vorläufer und Leidensgenosse Ramanujans, der Göttinger Professor **Bernhard Riemann** (im selben Band 18), der 1866 bei einem vergeblichen Kuraufenthalt in Italien gleichfalls der Tuberkulose erlag. Riemann kam auf 39. Er soll sowohl wichtige Beiträge zur Zahlentheorie wie zur oben hervorgehobenen Differential- und Integralrechnung beigesteuert haben. Nach ihm sind zahlreiche mathematische Strukturen benannt, darunter auch eine *Riemannsche Vermutung*. Die soll die Verteilung von Primzahlen betreffen. Und sie gilt nach wie vor als unbewiesen – aber wichtig sei sie

schon. Ein US-Institut habe deshalb für eine »schlüssige Lösung« des von Riemann aufgespürten Problems eine ganze Million Dollar als Belohnung ausgelobt, heißt es im Internet. Die wartet jetzt auf Sie. Heimsen Sie dann auch noch den Nobelpreis ein, sind Sie bereits um zwei Millionen reicher.

∞ Verfaßt 2022

* J. J. O'Connor / E. F. Robertson, <https://mathshistory.st-andrews.ac.uk/Biographies/Ramanujan/>, Juni 1998

Siehe auch → Automobilisierung, Statistiken → Demokratie, Übelchen → Geld → Gewalt, VerbrecherInnen → Größe, Meßlatte → Handwerk, Zählen + Zollstock

Rana Plaza

Der britische Hubschrauberpilot Pete Barnes war bereits 50, als er am 16. Januar 2013 gegen acht Uhr in London sozusagen den 39jährigen Fußgänger **Matthew Wood** traf. Barnes galt als erfahrener Flieger, der unter anderem im Rettungsdienst, beim Film und im Prominententransport tätig war. An diesem Morgen war er, bei ortstypischen Wetterverhältnissen (Nebel oder jedenfalls schlechte Sicht), über London unterwegs, um einen Fahrgäst abzuholen. Daraus wurde nichts. Barnes verfing sich im Ausleger eines Baukranes, der im zentralen Bezirk Vauxhall neben dem *St. George Wharf Tower* stand. Der Hubschrauber fiel oder trudelte auf die verkehrsreiche *Wandsworth Road* und fing Feuer. Neben dem Piloten kam Fußgänger Matthew Wood aus Sutton, Süd-London, um. Er stand im Begriff, das Gebäude zu betreten, wo die Schädlingsbekämpfungsfirma *Rentokil* saß, die ihn als »Kommunikationsmanager« beschäftigte.* 13 weitere Personen wurden verletzt, mehrere Kraftfahrzeuge zerstört. *Focus online* wußte anderntags zu melden, Barnes habe auch an dem 2002 veröffentlichten James-Bond-Film *Stirb an einem anderen Tag* mitgewirkt. Der *Evening Standard* ergänzte dies durch ein Gespräch mit der 38 Jahre alten Rebecca Dixon, der Mutter von Barnes‘ zwei Kindern, bei dem sie versicherte: »He was always smiling and making other people feel happy, valued and important.« Beides hätte man Wood sagen müssen.

Etliche Quellen, wohl auf den offiziellen Untersuchungsbericht der *Air Accidents Investigation Branch (AAIB)* gestützt, betonen, jener Fahrgäst, ein Geschäftsmann, habe sogar vor dem Unglück per Handy wiederholt bei Barnes Zweifel angemeldet, ob man bei

diesem schlechten Wetter überhaupt fliegen solle. Das habe Barnes abgewiegt. Aber welche Quelle will man nun wiederum für diese Behauptung haben, wenn nicht den Geschäftsmann? Es ist immer wieder dasselbe. Ein bestimmter Fahrer wird zum Sündenbock gemacht, damit man nur nicht das Verkehrswesen antasten muß, dieses ganze irrsinnige System.

Wood wird es mir hoffentlich vergeben, wenn ich ihn gleichsam in den rund 1.130 Toten und doppelt so vielen Verletzten untergehen lasse, die gut drei Monate später, am 24. April 2013, in der Nähe von Dhaka in Bangladesch anfielen. Dort stürzte der acht- oder neungeschossige Gebäudekomplex *Rana Plaza* ein, der unter anderem mehrere Textilfabriken beherbergte. Als Ursache der Katastrophe wurde später hauptsächlich »grobe Fahrlässigkeit« der Erbauer wie der Betreiber des Gebäudes und, natürlich, die übliche Korruption im Lande angeführt, bei der Tellerminen zu Kuchenformen erklärt werden. Mindestens 2.400 Verletzte! Mangels Namen von Todesopfern sei die übel verwundete, damals 25 Jahre alte Näherin Shila Begum erwähnt, die ein Jahr darauf in Hamburg** um Verständnis und Beistand warb.

∞ Verfaßt 2017

* »London helicopter crash: Matthew Wood was 'big-hearted guy'«, *BBC News*, 17. Januar 2013:
<https://www.bbc.com/news/uk-england-london-21060651>

** Philip Faigle / Marcel Pauly, »Die Schande von Rana Plaza«, *Zeit*, 22. April 2014:
<https://www.zeit.de/wirtschaft/2014-04/rana-plaza-jahrestag-hilfsfonds>

Raumfahrt

Eine fette Erbschaft hatte **Johann Nepomuk Krieger** (1865–1902), Sohn eines bayerischen Braumeisters, in die Lage versetzt, Astronomie zu studieren und in diesem Rahmen eine besondere Leidenschaft für den Mond zu entwickeln. Nebenbei muß er auch grafisch begabt gewesen sein. 1890 richtete er sich in einem Münchener Vorort sogar eine eigene Sternwarte ein, die er fünf Jahre darauf in die oberitalienische Stadt Triest (an der Adriaküste) verlegte. Das geschah wohl dem dortigen klaren Himmel, vielleicht auch einer vergleichsweise gesunden Luft zuliebe. Da hockte er nun Nacht für Nacht im Dachreiter einer stattlichen Villa am Rohr und über seinem Zeichentisch, hatte er sich doch in den Kopf gesetzt, den Mond zu kartieren. Zu diesem Zwecke erfand er eigens mehrere einer guten Darstellung dienliche grafische Verfahren. So entstanden rund 1.000 Zeichnungen

von der Mondoberfläche, die noch heute hochgelobt werden, und zwar sowohl aus astronomischen wie künstlerischen Gründen. Die Veröffentlichung des ersten Teils seines *Mondatlas* durfte er (1898) sogar noch erleben. Vier Jahre darauf hatte sich Krieger totgearbeitet, wenn man einem Porträt auf der Webseite der *Unione Astrofili Italiani* glauben darf.* Hinzu sei die Nachtkälte gekommen. Um 1900 brach der Mondkundler und Mondgrafiker zusammen, schloß sein Observatorium, das nach seiner Gattin (ein Sohn) Pia hieß, und schleppte sich von einem Sanatorium zum anderen. Er starb im Februar 1902, wenige Tage nach seinem 37. Geburtstag, in San Remo (an der italienischen Riviera). Woran genau, wird nicht gesagt. Ich tippe auf Tuberkulose und/oder Lungenentzündung. Heute kann man in den Mondatlanten auch den Krater *Krieger* nachschlagen, Durchmesser 23 Kilometer.

Ob Krieger auch mit einer *Fahrkarte* zum Mond liebäugelte, entzieht sich meiner Kenntnis. Eigentlich war die Eroberung des Mondes schon vor 300 Jahren von Johannes Kepler durchgespielt worden. Francis Godwin, John Wilkins, Poe, Melville träumten von ihr. Um 1900 lag die Mondfahrt geradezu in der Luft; wenige witterten Unheil. Henrik Pontoppidan's verschrobener Pastor Fjaltring etwa sah die Räume schrumpfen, unwirtlich werden – verschwinden. An der Entfernung zwischen Nase und Mund sei trotzdem nicht zu rütteln, fügte er (im Roman *Hans im Glück*) gläubig hinzu. Aber genau das ärgert ja die Leute, die ihre Raumfahrten *Challanger* (Herausforderer) und ihre Gentechnik einen Segen nennen. Ihr Stolz duldet keine Grenze und keine Unmöglichkeit. Lewis Mumford rätselt (in seinem Buch *Der Mythos der Maschine* von 1967/70), warum Kepler die Raumfahrt solcher enormen Mühen und Verluste für wert hielt. Dabei hat er vorher selber »das typisch technokratische Motiv« herausgestellt, etwas allein um des Beweises seiner Machbarkeit willen zu machen. Flucht vor irdischen Problemen, ob sozialer oder seelischer Natur, kommt allerdings hinzu. Dafür werden keine astronomisch hohen Kosten und keine toten RaumfahrerInnen gescheut. Den Kosmonauten zu sagen, sie könnten ihren Lebensunterhalt doch auch als RaumpflegerInnen bestreiten, hat gar keinen Zweck. Sie brauchen das Wagnis. Mit schnöden Krankheiten geben sie sich nicht ab. Wird der Himmel gesperrt, weil da die Corona-Ansteckungsgefahr zu hoch ist, heuern sie in der nächsten Kohlezeche an und versuchen dort, 500 oder 800 Meter untertage, die am 13. Oktober 1948 erreichte Norm des DDR-Hauers und -Helden Adolf Hennecke zu übertreffen. Das ist nicht weniger bekloppt.**

* »Johann Nepomuk Krieger«, Stand 2011, auf:

https://divulgazione.uai.it/index.php/Johann_Nepomuk_Krieger. Das Porträt beruht auf dem Buch *250 Jahre Astronomie in Triest* von Conrad A. Böhm, *MGS Press* 1998.

** George Orwell, eigentlich Antikommunist, hielt Industrie im großen Maßstab für unverzichtbar und brachte speziell den Kumpels der Finsternis geradezu Verehrung entgegen. Er war eher Proletkultler als Anarchist.

Ariane heißen die Trägerraketen, die seit gut 40 Jahren in immer neuen Ausführungen von der *Europäischen Weltraumorganisation (ESA)* ins All geschickt werden. Es gab »natürlich« schon einige Fehlstarts und Explosionen, wie auch *Brockhaus* nicht verschweigt. Immerhin scheinen dabei keine toten Flieger anzufallen, nur verpulverte Nutzlasten, etwa Satelliten, von den Geldern nicht zu schweigen. Allein die jeweilige Rakete soll mindestens 150 Millionen Dollar kosten, und die Lasten und die Starts sind auch nicht ganz umsonst zu haben. Wir dürfen gespannt sein, was aus diesem Geldverbrennungsprojekt wird, wenn es, möglicherweise schon im kommenden Jahrzehnt, gar keine sogenannte Europäische Gemeinschaft mehr geben wird.

1986, gerade noch rechtzeitig vor Band 2, hätten die Experten in Kourou, Französisch-Guayana, eine Ariane wegen eines Fehlers im Antriebssystem »wenige Minuten nach dem Start gesprengt«, behauptet *Brockhaus*. Den Huckepack-Fernmeldesatelliten (die sogenannte Nutzlast) ebenfalls. Wer großzügig ist, kann dieser Mitteilung einen Anflug von Bedenken gegen Raumfahrtprogramme entnehmen. 10 Jahre darauf stürzte die russische Sonde *Mars 96* ab, was wiederum etwas später zu einer Schimpfkanonade meines Gudensberger Zeitungszustellers *Bott* führte. Dummerweise hatte diese »Sonde« auch etwas Plutonium an Bord. Dann stellten sich Fehlzündungen – und Lähmungen in der irdischen Leitstelle ein, sodaß sich die Sonde nicht mehr lenken ließ. Presseberichte hielten Bott und andere, darunter etliche AustralierInnen, in Angst und Schrecken: Wo wird sie niedergehen? Sie tat es schließlich zumindest teilweise im Pazifik bei Chile. *Wikipedia* versichert jedoch, größere Teile, darunter die mit dem Plutonium, seien bereits vorher im Orbit verglüht. Da war Bott Verschwörungstheoretikern aufgesessen. Na, im Orbit ist schon bald so viel gut aufgehoben wie in unseren Weltmeeren.

2016 runzelte ich selber über zwei *Ossietzky*-Artikeln die Stirn. Der erste* feierte »eine späte Würdigung für eine einmalige Frau, die einzige in der Geschichte der Weltraumforschung, die vier Generationen von Raumfahrzeugen maßgeblich mitgestaltet hat«. Die Bürgerin der SU Galina Balaschowa war nämlich eine Architektin und Designerin gewesen, die sich auf Orbiter geschmissen hatte, hielten die sowjetischen

Kommunisten doch kräftig bei der Eroberung des Weltraums mit. Ein Herr Meuser verfaßte dann endlich ein Buch über Balaschowa, das Kollege Altenburg offensichtlich wie im Flug gelesen und genossen hat. Dabei hatte dieser Kollege, Autor des mehr oder weniger altkommunistischen Blättchens mit dem feuerroten Umschlag, das Glück, von nicht einem Funken kritischen Verstandes belästigt zu werden.

Ähnlich mutete mich der zweite** Fall an. Hier macht uns der Autor mit den fesselnden Versuchen der bekannten TeilchenbeschleunigerInnen des Genfer *CERNs* bekannt, das Geheimnis der sogenannten *Antimaterie* zu lüften – die man zum Zwecke der Erforschung allerdings erst zu erzeugen hat, damit sie wenigstens ein paar Minuten lang am »Leben« gehalten werden kann. Die Frage, warum das gut und wichtig sein könnte, fällt Kollege Orlick nicht im Traum ein. Die gewaltigen Kosten der Teilchen-Spielereien unserer AtomphysikerInnen klammert er konsequent aus. Zwar erwähnt er Ängste vor Gefahren oder Gespenstern, die möglicherweise aus diesen Experimenten wie aus gewissen Reagenzgläsern erwüchsen, macht sie aber gleich lächerlich. Die auf die enorme Sprengkraft von Antimaterie gerichteten Begierden von Militärs hält er für abwegig, weil die dazu erforderliche Menge selbst in »Milliarden von Jahren« gar nicht herstellbar sei. Das ist ohne Zweifel beruhigend. Orlick weiß genau, wie sich Teilchen, die es eigentlich noch gar nicht gibt, verhalten werden. Er liebt das Spiel mit dem Feuer, wie so viele Forscher- oder KünstlerInnen, siehe Genossin Balaschowa aus dem Reiche Lenins und Stalins, Jahrgang 1931. Sie soll inzwischen die 90 überschritten haben. Abends sitzt sie in ihrem Schaukelstuhl und tätschelt die kleine Nachbildung der Rakete, die ein hoher Regierungsvertreter ihr verehrt hat.

Auf die Ideologie scheint es ohnehin nicht anzukommen. Der große gemeinsame Nenner aller Technokraten in West und Ost ist der inbrünstige Glaube an Fortschritt und der entsprechende Machbarkeitswahn. Mit gewissen »markschreierischen« Presseberichten über die faustischen Experimente in Genf konfrontiert, habe der Physiker Walter Oelert »lapidar«, so Orlick sichtlich erfreut, entgegnet: »Was wir geschaffen haben, ist das erste Element im Periodensystem der Antielemente. Wir haben gezeigt, dass es Antiatome wirklich gibt.« Hier leuchtet jenes Credo aller Technokraten durch, das ich oben gerade erwähnte: Was immer wir machen, es beweist, es ist machbar. Was und mit welchem Ziel, ist dabei scheißegal. Gott war schließlich auch kein Moralist, wie der Zustand der Welt in den vergangenen zwei Millionen Jahren bezeugt.

∞ Verfaßt 2022

* Herbert Altenburg, »Ein Leben unter Sternen«, *Ossietzky* 7/2016

** Manfred Orlick, »Vor zwanzig Jahren: Antimaterie ante portas«, *Ossietzky* 2/2016

Sollte sich in Nordamerika dereinst ein Bund freier Republiken herausbilden, wird er die kirchlichen Feiertage abschaffen, dafür jedoch ein paar regelmäßige *Spottage* einführen. Ich beschränke mich auf drei naheliegende Beispiele. Am 26. Juni gilt es, **General George Armstrong Custer** und gleich auch seine an der Niederlage beteiligten Brüder Thomas und Boston auszulachen. Es war die berühmte, ausnahmsweise für die PrärieindianerInnen siegreiche Schlacht am *Little Bighorn River*, die im Sommer 1876 im heutigen Montana stattfand. Die Custers zogen trotz ihrer drückenden militärischen Überlegenheit den Kürzeren, weil sie zu viele Fehler machten. Alle drei waren noch keine 40. Alle drei fielen, und zwar im Verein mit immerhin fünf Kompanien der US-Army. Das heißt, Hauptmann Thomas Custer fiel auf ausgezeichnete Weise, indem ihn nämlich *Rain in the Face* erschlug, der aufgrund einer früheren Festnahme durch den Hauptmann noch ein Hühnchen mit ihm zu rupfen hatte.

Nehmen wir jetzt den 11. August. Bekanntlich sattelten die Yankees im Zuge der »Erschließung des Wilden Westens« zunehmend vom Pferd aufs Auto um. Das machte sie auch in zwei Weltkriegen siegreich. Ökologische Bedenken und Entsetzen über »Kollateralschäden« auf den eigenen, heimischen Straßen stellten sie bis auf Weiteres zurück. Bald nach dem Zweiten Weltkrieg stieg ein neuer genialer Bildender Künstler am Sternenbanner auf. Mit seinem berüchtigten »Action Painting« wirbelte der Maler **Jackson Pollock** genug Staub auf, um die Preise für seine Gemälde bis zum Mond steigen zu lassen. Mit dem damit verbundenen Ruhm und Erwartungsdruck wurde er allerdings nicht so leicht und schnell fertig wie mit seinen buchstäblich auf die Leinwand geworfenen Kunstwerken: er litt zunehmend an »Arbeitsblockaden«, was zum Beispiel bedeutete, je weniger er malte, desto mehr soff er. Leider wurde aber sein Führerschein nicht mitblockiert. Pollock hatte mit seiner Gattin Lee Krasner unweit von New York City ein Haus in East Hampton auf Long Island. Dort baute der 44jährige Künstler am späten Abend des 11. August 1956 mit seinem schicken Cabriolet Marke *Oldsmobile* in betrunkenem Zustand einen schweren Unfall. Er nahm eine Kurve der ihm wohlbekannten Fireplace Road zu schnell und krachte in ein Gehölz. Seine Geliebte und Beifahrerin Ruth Kligman, 26, wurde »nur« schwer verletzt; deren 25 Jahre alte Freundin Edith Metzger und Pollock selber dagegen bissen ins Gras. Aber die Witwe war ja unversehrt. Deren Karriere als Vermögensverwalterin und Vermarkterin des bekannten »Actionpainters« und vorbildlichen Verkehrsteilnehmers fing jetzt erst richtig an.

Bald nach Pollocks ruhmreichem Ende kam das neuartige und aufwendige US-Raumfahrt-Programm ins Rollen. In diesem Rahmen schickte sich die Raumfähre **Challenger** (»Herausforderer«) am 28. Januar 1986 zu ihrem 10. und allerdings auch letzten Flug an – sie explodierte 73 Sekunden nach dem Abheben von Cape Canaveral, wie *Brockhaus* weiß. Fähre und Nutzlast wurden dadurch zerstört; alle sieben Astronauten der Besatzung kamen um, darunter zwei weibliche. Das war also schon ein deutliches Fanal der postmodernen Frauenemanzipation. Weitere Unglücke mit Toten folgten, aber das wird mir jetzt zuviel. 2011 wurde das »Space-Shuttle-Programm« der *NASA* beendet. Bernd Leitenberger* schätzt dessen Gesamtkosten (bei 30 Jahre Laufzeit) auf mindestens 300 Milliarden US-Dollar zum Kurs von 2010, wobei er natürlich ökologische, soziale, moralische Kosten übergeht. Schon dieser Betrag lässt sich von normalsterblichen Menschen verdammt schwer vergegenwärtigen. Sagen wir deshalb der Anschaulichkeit halber: mit 300 Milliarden könnte man sicherlich den Gazastreifen mitsamt seiner BewohnerInnen einrollen, auf mehrere US-Flugzeugträger packen und in einer dünn besiedelten Gegend Kaliforniens wieder ausrollen. Dort soll das Klima sowieso viel angenehmer als in der Öde namens Palästina sein.

∞ Verfaßt 2023 • * <https://www.bernd-leitenberger.de/shuttle-kosten.shtml>

Reisepläne Inzwischen (2025) ist das Kriegsgeheul allein aus Berlin und unseren großen Pressehäusern so erschreckend angeschwollen, daß es noch auf dem Mond zu hören sein dürfte. Wohin also dann? Leider liest man überall, auch unsere sämtlichen Nachbarplaneten taugten für zivilisationsmüde ZweibeinerInnen nicht eben viel. Folglich müßte man das Sternensystem wechseln. Das wäre freilich schon von der Reisezeit her kein Katzensprung. Buchautor Mathias Hüfner aus Jena bemerkte diesbezüglich kürzlich, angenommen, wir hätten für Auswanderungszwecke eine Raumfähre, »die genügend Energie liefert, um ein Duplikat von einem irdischen Ökosystem am Laufen zu halten«, wären die Insassen beziehungsweise deren Nachkommen bei einer Geschwindigkeit von 300 km/s ungefähr 4.000 Jahre bis zum nächsten Sternensystem unterwegs, »in dem es vielleicht eine biologisch aktive Zone gibt«.

Meine Damen und Herren! In einer Sekunde will der Mann von Kassel nach Stuttgart reisen, das ist allerhand. Auf diese Weise könnte er den hinterhältigen Prozeß gegen den sogenannten Querdenker und angeblichen Steuerhinterzieher Michael Ballweg recht eingehend verfolgen. Aber vielleicht lebt Hüfner gar nicht mehr. Der Physiker und Ingenieur, ausgebildet in der DDR, muß schüchtern wie noch immer viele Damen sein,

hält er es doch nicht für nötig, in seinem Buch* sein Geburtsjahr anzugeben. Ich schätze, er dürfte inzwischen um 80 sein, falls er noch unter uns weilt. Mein Versuch, ihn brieflich zu erreichen, schlug gerade fehl. Als Wissenschaftler ist Hüfner im großen und ganzen anregend kritisch, wenn er auch an den sogenannten Klimawandel glaubt. Vielleicht ist er aus Treue Abonnent der *Jungen Welt*.

Hüfners 4.000 Jahre kommen auch in einem jüngeren *NZZ*-Beitrag über Proxima Centauri vor.** So heißt das sonnennächste Sternsystem, rund 4,2 Lichtjahre von uns entfernt. Der »interstellare« Raum zwischen beiden Sternsystemen soll von Gasen, Strahlung, Magnetismus, Staub erfüllt, also ziemlich unwirtlich und gefahrbringend sein. Nach Gerhard Wisnewskis Buch über die Mondlandung (→ Kosmologie, Fabricius) könnte die Strahlung sogar »das Haupthindernis für Reisen in den Weltraum« darstellen (S. 207). Schon die Erde sei von einem »Gürtel harter radioaktiver Strahlung« umgeben (192). Die angeblichen Mondbesucher aus den USA hatten in dieser Hinsicht anscheinend keine Probleme, hätten sie doch durchweg ein ziemlich gutes Rentenalter erreicht, spotten deshalb einige »SkeptikerInnen« gern.

Ob man nun mit oder ohne jenem irdischen »Ökosystem« reist, das ja möglicherweise auch die Strahlung bändigt: man benötigt Unmengen an Energie. Die Sonne scheidet dafür als Lieferant aus. Was den Antrieb der Fähre betrifft, gibt es miteinander konkurrierende, durchweg unerprobte oder problematische Ideen, darunter selbstverständlich auch Kernkraft. Möglicherweise können äußere Gravitationsfelder dienstbar gemacht werden. Die Frage der Ablenkung durch diese (wie halten wir unseren Kurs?) scheint nur innerhalb des angestrebten Sternsystems heikel zu sein. Nebenbei sind die Zielorte nicht festgenagelt; Proxima Centauri beispielsweise dürfte in ca. 28.000 Jahren unserer Sonne viel näher sein als zur Zeit.

Die Steuerung der Fähre wird offenbar von einem bis zum Erbrechen gefütterten Computer erledigt. Von der Erde aus ist sie jedenfalls nicht möglich, da die Steuerungsbefehle unterwegs längst eingeschlafen wären. Und aufgrund des Vakuums im All lassen sich die Fähren nicht so »einfach« wie Flugzeuge auf Kurs halten, wenn ich richtig verstanden habe. Auch das Abbremsen dürfte nicht so einfach sein. Jedenfalls stellt allein die ohne Zweifel sehr anfällige Steuerungstechnik ein Riesenproblem dar.

Bei alledem muß man ohnehin grundsätzlich bedenken: man weiß bei Fahrtantritt nur anflugweise, was alles auf einen zukommen wird. Schon Stäubchen oder gar Raumschrott könnten, bei diesen Geschwindigkeiten, verhängnisvoll sein, aber vielleicht auch dienstbar gemacht werden. Die Experten träumen von einem »autonomen«, lernfähigen Antriebs- und Steuerungssystem. Notfalls wird es sich sicherlich selbst reparieren. Es gibt

sogar die Idee, sich mit der Fähre beispielsweise wie ein Parasit an einen Asteroiden zu hängen und diesen kräftig auszusaugen.

Für die Experten ist die Zukunft glänzend. Laut *NZZ* wird Proxima Centauri noch für mehrere tausend Milliarden Jahre stabil sein. Und in dessen »habitabler Zone« habe man unlängst einen vielleicht erdähnlichen, somit bewohnbaren Planeten gefunden. Er umrunde Proxima einmal in 11 Tagen. Also nichts wie hin?

In der SF-Literatur sollen die Wege längst bekannt sein. Bevorzugt werden anscheinend die »Schlaferschiffe« (die Eingefrorenen werden, durch Roboter Rudi, erst am Zielort aufgeweckt). Dagegen werden die ähnlich gearteten »Embryonenschiffe« sowie die sogenannten »Generationsschiffe« seltener bemüht. Jedenfalls wäre es bei allen drei Verfahren vielleicht möglich, den bekannten Klippen interplanetarischer Raumflüge ein Schnippchen zu schlagen. Ich erwähne lediglich die lästige und ungesunde Schwerelosigkeit. Oder sollte sie nur schädlich sein, wenn man wieder in ein (irdisches) Gravitationsfeld eintritt? Astronaut Alexander Gerst hat neulich versichert, an die Schwerelosigkeit in der Raumstation *ISS* gewöhne man sich innerhalb von zwei Tagen; man vergesse sie dann. Dagegen soll ja die Rückgewöhnung (wieder zu Hause) recht problematisch sein.

Dafür warten diese Lösungen jede Wette mit neuen Haken und Ösen beziehungsweise Fragwürdigkeiten auf. Die »Schläfer« verpennen; die »Embryonen« vermissen am Zielort plötzlich ihre geliebte Mama. Die Lösung mit den »Generationen« ist vielleicht noch die am wenigsten verrückte. Jenes von Hüfner angeführte »Duplikat des irdischen Ökosystems« im Auswandererschiff frißt allerdings die größten Unmengen an Energie. Und diese müßte, bei 4.000 Jahren Fahrt, für mindestens 50 Menschenalter ausreichen; andernfalls wäre die Unternehmung gescheitert und ein ziemlich makaberer Scherz gewesen. Die Opferbereitschaft der Pioniere, also der Fahrgäste der ersten Stunde und aller folgenden, unterwegs gezeugten ZweibeinerInnen wäre überreizt. Es ist ja bereits die Frage, woher sie alle unterwegs die für Menschen unverzichtbare Kurzweil nähmen. Dauernd Schach spielen und ab und zu Tomaten ernten, dürfte nicht ausfüllend sein. Vielleicht laben sich die merkwürdigen Kolonisten an Machtkämpfen oder Verbrechen. Oder treiben sie, wie hier, viel Sport?

Kurz nach dem vorzeitigen Unfalltod des polnischstämmigen US-Architekten und Stadtplaners **Matthew Nowicki** (1910–50) wurde in Raleigh, der Hauptstadt North Carolinas, wo Nowicki Hochschullehrer gewesen war, dessen eindrucksvolle Dorton Arena fertiggestellt [https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/a/a2/Dorton_Arena_West_Side.JPG]. Sie mißt knapp 100 Meter im Quadrat, Höhe keine 30. Bislang hat diese Mehrzweckhalle

anscheinend gehalten. Allerdings fürchte ich, als Muster für das Auswandererschiff dürfte sie zumindest noch deutlich zu klein sein. Nowicki gilt als Befürworter eines organischen, unschematischen Bauens. Seine Frau Stanislawa lehrte (bis 1977) an der University of Pennsylvania ebenfalls Architektur. Das kreative Paar war mit Lewis Mumford befreundet, dem Autor des bedeutenden Werkes *Mythos der Maschine*. Im übrigen dürften wir in Nowicki nicht gerade den idealen Kronzeugen oder Anreger haben. Er hatte auch einige Projekte in Asien. Etwas spöttisch betrachtet, hatte er einst die deutsche Besatzung Warschaus überlebt, um am frühen Morgen des 31. August 1950 auf Rückflug von Indien in die Staaten bei Kairo ganz zivil mit einer *Lockheed Constellation* abzustürzen. Die Maschine mit dem treffenden Namen »Star of Maryland« hatte um Mitternacht ein in Brand geratenes Triebwerk verloren und ging beim Versuch der Notlandung in der Wüste unweit eines Dorfes zu Bruch. Sämtliche 55 Menschen an Bord kamen um. Neben einigen US-Managern soll sich ein ägyptisches Filmsternchen unter ihnen befunden haben. Auch Nowicki, erst 40 Jahre alt, kam wohl auf diese Weise um einige zusätzlichen Ruhm. Den Entwurfswettbewerb um das Auswandererschiff verpaßte er.

Ich räume ein, die Frage der Finanzierung habe ich bislang mit Absicht vernachlässigt. Andernfalls wäre mir ja gleich schwindlig geworden. Aber jetzt kommt mir eine SF-Idee, die die Sache zu vereinfachen scheint. Die Auswanderungswilligen treiben den steinreichen abchasischen Philanthropen Zoran Duck beziehungsweise zunächst dessen Tochter auf. Eine Liebesgeschichte hilft immer weiter. Vater Duck lässt sich davon überzeugen, der irdischen Menschheit könne man sowieso nur die baldige Abdankung wünschen, während in dem Versuch Richtung Proxima doch immerhin die Chance eines Neubeginns winke. Die Raumfähre wird gebaut. Ihr geniales Ökosystem schaltet die Schwerelosigkeit und alle drohenden sozialen Konflikte erfolgreich aus, sodaß man 4.000 Jahre später tatsächlich den vielversprechenden Proxima-Planeten *Zoran Duck* erreicht. Die Beobachtungsinstrumente konnten keine größeren gebäudeähnlichen Objekte entdecken; dafür machten die Wälder und Savannen einen durchaus verlockenden Eindruck. Die Fähre setzt auf. Und siehe da, Glück gehabt! Die unter Bangen und Hoffen aus der Fähre kletternden Leute können atmen und sich bewegen und jauchzen, als ob sie ganz zu Hause wären, nämlich auf der Erde!

Nach einigen Tagen oder Wochen ergibt sich die erste größere Verstörung. Ein Jugendclub erspäht beim Erkunden eines Waldgebietes wohl zweibeinige Gestalten im noch fernen Unterholz, die sich verdammt geschickt zu verbergen scheinen. Wie es aussieht, stecken sie trotz der angenehmen sommerlichen Temperaturen in solchen braun-gelb-grün gefleckten Tarnanzügen, wie sie die Jugendlichen, aus Bilddateien, vom

irdischen Militär her kennen. Im Näherkommen drängt sich allerdings der Verdacht auf: die Leute sind ja nackt! Das Gescheckte sind ihre Häute.

* Mathias Hüfner, *Moderne Astrophysik trifft auf Ingenieurwissenschaften / Zur Reformation der Physik*, BoD Norderstedt, 2. erw. Ausgabe 2020, S. 382/83

** Hansruedi Schild, <https://www.nzz.ch/wissenschaft/proxima-centauri-unsere-besten-chance-das-erdende-zu-ueberleben-ld.1662986>, 1. März 2022

Recht

Im Reich der Spitzfindigkeiten Kürzlich habe ich mir eine längst überfällige Wiederlektüre von Heinrich Hannovers Wälzer *Die Republik vor Gericht* verordnet. Das Werk erschien erstmals 1998/99 in zwei Bänden [1]. Ich bereue die Roßkur nicht. Obwohl das Unrecht, das der bekannte linke Rechtsanwalt in diesen Erinnerungen aus rund vier Jahrzehnten juristischen Wirkens versammelt hat, noch keine »Killerviren« kannte, beißt es einen tüchtig ins Gedärml. Zuweilen droht man sogar wie ein Knirps vor ohnmächtiger Wut zu platzen. In der vielgerühmten Demokratie gehöre »das Recht des Stärkeren« keineswegs der Vergangenheit an, stellt Hannover resümierend auf Seite 919 fest. Der Schwäche kann weder eigene Prominenz noch Staranwälte in die Waagschale werfen. Er rennt sich den Kopf an kapital- und staatsfrommen Juristen ein, die auf legalem Wege nahezu unangreifbar sind. Wie später auch sein journalistischer Freund Günther Schwarberg in seinen empfehlenswerten Erinnerungen [2], prangert Hannover unermüdlich die herrschende Doppelmoral an. Er scheut sich nicht, von Gesinnungs- oder Klassenjustiz und schlicht von Unmenschlichkeit zu sprechen. 1971 wird die 20jährige RAF-Kämpferin Petra Schelm von Polizisten erschossen – wahrscheinlich hinterrücks. Ihr von Hannover verteidigter Begleiter Werner Hoppe bekommt wegen unbewiesener »Mordversuche« 10 Jahre Zuchthaus. Ihm die Geliebte zu töten, war noch nicht Strafe genug.

Leider fing die Demonstration der Stärke schon gleich inmitten der Trümmerberge der frühen Nachkriegszeit an, als sich Scharen von tatsächlichen oder angeblichen Kommunisten plötzlich vor Gericht genau jenen in eindrucksvollen Richter-Roben steckenden Faschisten gegenüber sahen, die doch eigentlich eben erst von unseren britischen und nordamerikanischen Freunden besiegt worden waren. In der Tat kommt Hannovers verdienstvolle Fleißarbeit schon fast einem Kritischen Lexikon zur deutschen Nachkriegsgeschichte gleich. Im großen und ganzen ist sie sogar flüssig geschrieben.

Strapazen stellen einige Fälle dar, die er für mein Empfinden zu detail- und belegreich ausbreitet. Ich führe als Beispiele Kampa, Roth/Otto, Raths-Konditorei an. Der Nichtjurist kann ihnen nur noch unwillig folgen. Vielleicht wäre es sinnvoller gewesen, es im Hauptteil bei den Grundzügen und Ergebnissen des betreffenden Verfahrens zu belassen und die Winkelzüge und Belege in einem Anhang zu geben. Als alter Antiautoritärer befremdet mich außerdem Hannovers Verbeugung vor allen Akademikern. Ob Freund oder Feind, beispielsweise Bundeskanzler Dr. Adenauer, Amtsgerichtsrat Dr. Borchert, der Angeklagte Dr. Hans Modrow, Zeuge Dr. Wolfgang Schäuble – er macht sich nie der Unterschlagung ihres einschüchternden Titels schuldig, »Professor« selbstverständlich eingeschlossen. Aber diese Unsitte teilt der Jurist aus Worpswede (bei Bremen) mit vielen anderen »linken«, gegen die Macht ankämpfenden Memoirenschreibern, etwa Arthur Koestler. Nur nicht mit **Kurt Tucholsky**. »Der Titel erstickt jeden Widerspruch und erspart dem Titelträger jede Tüchtigkeit. Er steckt sich hinter den Titel, und das Übrige besorgt dann schon die Dummheit derer, die den Titel anstaunen und ihn um des Titels willen, den sie nicht haben, aber gern hätten, beneiden. [...] Der Titel soll den Träger immer wieder an seine eigne Herrlichkeit gemahnen. Es wäre nichts gegen ihn einzuwenden, wenn er nur den Angeredeten auszeichne; er drückt aber bewußt alle die, die ihn nicht haben. Er ist im tiefsten Sinn undemokatisch.« [3]

Sieht sich Hannover gezwungen, allen Verästelungen eines Falles nachzugehen, hängt es freilich damit zusammen, daß unsere Gesetze wie unsere Richter in der Regel unglaublich »spitzfindig« sind, wie er einmal auf Seite 827 sagt. Dazu gesellt sich dann die unnachgiebige Buchstabengläubigkeit, die in Deutschland spätestens seit Dr. Martin Luther stets vorzügliche Karten hat. Gesetz ist Gesetz, Befehl ist Befehl – man kennt diesen Holzhammer, der auf die unterschiedlichsten Köpfe und Fälle paßt und Einfühlung und Mitleid für heimtückische, von Ausländern eingeschleuste Viren hält. Urteilskritik sei mal unmöglich, schreibt Hannover, mal völlig zwecklos. Meines Erachtens liegt der Grund für diesen undurchdringlichen justiziellen Dschungelverhau in den Institutionen Recht und Rechtsstaat selber. Hannover stellt sie leider in diesem Werk nie in Frage. Sie haben seit den antiken Foren in Athen und Rom eine gefräßige Aufblähung (von Gesetzen und Auslegungen, Gerichtszeremonien und Gesetzeshütern) in Gang gesetzt, die jede Willkür gestattet. Wer am Hebel sitzt, kann das Recht beugen, bis es ihm in den Kram paßt. Die Alternative einer dezentralisierten, schmieg samen, volksnahen Rechtsprechung deute ich weiter unten an.

Da keine Krähe der anderen ein Auge aushackt, bleiben auch nach Hannovers Ausweis ungefähr 99,99 aller mit Amt oder Titel gesegneten SchandtäterInnen unbelangt.

Sie werden allenfalls versetzt oder abgewählt – und ihre NachfolgerInnen reiben sich bereits die Hände. Sie treten als Wagenknecht an und enden auch nur als Merkel. Mancher Verdrossene würde vielleicht darauf pochen, all diese SchandtäterInnen gehörten endlich vor Gericht und von demselben *bestraft*. Aber das geht meiner libertären Rechtsauffassung gegen den Strich. Strafen bessern nie, und schon gar nicht BerufspolitikerInnen. Auch der Vergeltungsgedanke scheidet unter echt republikanischem Blickwinkel selbstverständlich aus. Vielleicht wäre immerhin eine Wiedergutmachung erwägbar – doch wie sollte sich Merkel denn die vielen Milliarden, die sie bereits den Impfkonzernen[4] und den notleidenden Banken zugeschanzt hat, aus den Rippen schneiden? Wolfgang Jeschke[5] weist mit Bedauern darauf hin, nach der Rechtslage dürfe das auch niemand von ihr verlangen. Bei uns sind amtierende PolitikerInnen nämlich per Gesetz vor Haftungsrisiken geschützt. Der *Rubikon*-Autor macht sich deshalb für den Vorschlag des Juristen Carlos A. Gebauer stark, diesen Schutz aufzuheben. Das zwänge unsere MandatsträgerInnen, erheblich sorgfältiger »mit unserem Geld, unserer Natur, unserer Gesellschaft« umzugehen. Aber für mich ist das reformistischer Käse. Keine Strafandrohung wird eingefleischte Karrieristen davon abhalten, sich an die staatlichen Futtertröge heranzupirschen; sie wird sie vielmehr beflügeln, die Straffälligkeit durch tausend Schliche und Winkelzüge zu *umgehen*. Die Muster dafür können sie sich zu einem guten Teil sicherlich bei prominenten Steuerflüchtlingen und Subventionsbetrügern besorgen. Nein, was fallen muß, ist der Staat. Das Vertreten und Verwalten und gerade der ganze undurchdringliche Paragraphendschungel, mit dem es sich bewehrt, müssen auf dem Misthaufen der Geschichte landen. Das setzt freilich Verkleinerung, also Schrumpfung statt unaufhörliche Aufblähung unserer Gesellschaften und ihrer Einrichtungen voraus, und dieses heiße Eisen packt so gut wie niemand an.

Ich komme noch einmal auf Hannovers auf- und anregende Erinnerungen zurück. In den 1980er Jahren scheiterte er mit dem Versuch, den SS-Mann Wolfgang Otto wegen Beteiligung an der Ermordung **Ernst Thälmanns** verurteilen zu lassen. Dieses Buchkapitel beschließt der Rechtsanwalt mit der wohl mindestens teilweise rhetorisch gemeinten »Frage an die Historiker[Innen]«, warum Thälmann zur Zeit des Hitler-Stalin-Paktes, um 1940 also, eigentlich nicht freigelassen worden sei (S. 734). Der nach Hitlers Staatsstreich kurzerhand suspendierte Reichstagsabgeordnete und weltberühmte Vorsitzende der *KPD* war Anfang März 1933 verraten und folglich, noch in Berlin, verhaftet worden. Allerdings dürfte dabei, auf kommunistischer Seite, auch Fahrlässigkeit im Spiel gewesen sein. Jedenfalls kam der grobschlächtige, gleichwohl gern gemütlich grinsende ehemalige Hamburger Transportarbeiter, als Parteichef Stalins »ergebenster Gefolgsmann« [9], nie

mehr frei. Vielmehr wurde er ohne Gerichtsverfahren nach über 11jähriger Haft im August 1944 klammheimlich erschossen – wahrscheinlich im KZ Buchenwald, wohin man ihn kurz zuvor aus dem Bautzener Gefängnis geschafft hatte. Er starb mit 58.

In der Tat sollte man ja meinen, der mächtigen sowjetischen Bruderpartei wäre es spätestens nach dem berüchtigten, im August 1939 abgeschlossenen »Pakt« mit den deutschen Faschisten ein Leichtes gewesen, »Teddy« aus dem Knast loszueisen, zumal Sowjetchef Stalin so nett gewesen war, der *Gestapo* rund 1.000 deutsche und österreichische Emigranten auszuliefern, die im Schoße der Weltrevolution Schutz gesucht hatten [6]. Nach verschiedenen Quellen wollte Stalin aber Thälmann gar nicht haben. Deshalb wurden Rosa Thälmanns wiederholte Vorstöße in der Berliner SU-Botschaft abgewimmelt, und die zwei Dutzend unterwürfigen Briefe ihres Gatten an Stalin blieben durchweg unbeantwortet [7, 8, 9]. Wie es aussieht, waren sowohl Stalin wie Thälmanns Gegenspieler Wilhelm Pieck und Walter Ulbricht schon bald nach jener Verhaftung 1933 der Ansicht, der populäre *KPD*-Chef sei im Knast viel besser aufgehoben als in Freiheit, wo er möglicherweise aus der Schule geplaudert [9] oder wieder alles falsch gemacht hätte. Ein Thälmann *im Knast* konnte immerhin ausgezeichnet für plakative Agitprop-Befreiungskampagnen benutzt werden. So kam er wenigstens weder Ober-Intrigant Ulbricht noch gar dem Sowjetchef in Moskau selber in die Quere.

Diese ernüchternde Sichtweise wird überzeugend von Ronald Sassnings anscheinend letzter Publikation unterstrichen, veröffentlicht 2006 in der thüringischen *Rosa-Luxemburg-Stiftung* [9]. Der Thälmann-Forscher und Parteihochschullehrer aus der verflossenen DDR spricht abschließend unmöglich verständlich von Stalins »großer historischer Mitschuld« am Tod Thälmanns, nimmt freilich auch diesen selber nicht bei der Kritik aus. »Als Vorsitzender der KPD trägt er – wie andere auch – eine gewisse Mitschuld an der Machtergreifung Hitlers, da diese durch schwerwiegende Fehler und Versäumnisse ungewollt erleichtert wurde. Thälmann bezahlte dies letztlich mit seinem eigenen Leben.«

∞ Verfaßt 2020

[1] Hier beziehe ich mich auf die einbändige Ausgabe Berlin 2005

[2] Günther Schwarberg, *Das vergess ich nie*, Göttingen 2007

[3] Tucholsky als »Ignaz Wrobel« in: *Die Weltbühne*, 27. Mai 1920, Nr. 22, S. 637

[4] Nach meinen Informationen orderte die Bundesregierung im Zuge der schrecklichen »Schweinegrippe« von 2009 genau 50 Millionen Dosen – auf denen sie größtenteils sitzen blieb.

[5] <https://www.rubikon.news/artikel/die-corona-bilanz-2> vom 16. Juni 2020

[6] So der Darmstädter Soziologe Helmut Dahmer in seinem Artikel »Der Hitler-Stalin-Pakt und seine Folgen« aus dem Oktober 2009, hier bei [https://www.scharf-links.de/49.0.html?tx_ttnews\[cat\]=27&tx_ttnews\[tt_news\]=7350&cHash=6519194f2e](https://www.scharf-links.de/49.0.html?tx_ttnews[cat]=27&tx_ttnews[tt_news]=7350&cHash=6519194f2e)

[7] Regina Scheer, <https://www.berliner-zeitung.de/rosa-war-die-frau-von-ernst-thaelmann-ihr-mann-wurde-vor-60-jahren-hingerichtet-die-geschichte-einer-wechselvollen-liebe-im-schatten-des-denkmals-li.6539>, 14. August 2004

[8] Peter Klinkenberg 7/2014 für Anti-SED-Stiftung:

https://www.zeitzeugenbuero.de/fileadmin/zzp/pdf/Klinkenberg_Th%C3%A4lmann-Stalin.pdf

[9] Ronald Sassning, *Rückblicke auf Ernst Thälmann*, Jena 2006, zu Haftzeit und Ermordung bes. S. 91–113

Haken Mit der Bestimmung, die Justiz habe von der Staatsgewalt unabhängig zu sein, gedachten die sogenannten Väter unseres Grundgesetzes, deren Mißbrauch durch die Staatsgewalt auszuschließen. Nur steht die Justiz dadurch auch machtlos da. Wird also beispielsweise die im März 2007 abgegebene Erklärung des Mannheimer Verwaltungsgerichts, das bereits vier Jahre währende Berufsverbot für den linken Lehrer Michael Császkozy sei unzulässig, durch die Stuttgarter Oettingerriege mit der Versicherung kommentiert, das Land werde den C. trotzdem nicht einstellen, können die RichterInnen nur auf Überzeugungsarbeit oder auf sogenannte Machtworte aus Berlin setzen, wo freilich dummerweise Oettingers Parteigenossen am Ruder sitzen. Polizei können sie nicht in Marsch setzen, denn die untersteht der Stuttgarter Landesregierung. Nähmen die Polizisten ihren Landesfürsten Oettinger in Beugehaft, sperren sie sich die eigenen Gehälter. Damit will ich nicht behauptet haben, wenigstens das Land Baden-Württemberg sei unabhängig. Es hängt vom Wohlwollen etlicher Braukessel- und Waffenschmiede sowie der abonnierten *Hockenheim-Ring*-Sieger ab. Das Wesentliche am Kapitalismus ist nicht das Recht sondern das Kapital.

Allerdings stellt jene richterliche Parteinahme für einen kritischen Lehrer nur eine rühmliche Ausnahme dar. In der Regel stehen unsere RichterInnen und Staatsanwälte stramm auf der Seite der VerfestigerInnen und nicht der UnterhöhlerInnen des Staates, der sie bezahlt und sie bedeutend macht und ihnen sogar noch im Ruhestand das Verfertigen einträglicher Gutachten zuschanzt. Der für Ermittlung, Verfolgung und Anklage sorgende Staatsanwalt ist dabei ohnehin »weisungsgebunden« der Exekutive zugeschlagen. Ihn weisen Oettingers oder Merkels Staatssekretäre an, das eine zu tun oder das andere zu unterlassen. Und die nicht weisungsgebundenen RichterInnen wissen sich schon davor zu hüten, ihr traditionell gutes Verhältnis zur Staatsanwaltschaft und zur Staatsmacht überhaupt zu trüben. Sie alle sind gut ausgebildete und gut besoldete Fachleute, die ihre Interessen und die besten Chancen, befördert zu werden, ausgezeichnet

kennen. In den Vetternwirtschaften westlicher Demokratie spielt dabei bekanntlich das richtige Parteibuch eine wichtige Rolle. Das gilt selbst für unsere »hohen« Bundesgerichte, deren Angehörige stets mit Heiligenschein aufzutreten pflegen. Rolf Lamprecht, für Jahrzehnte *Spiegel*-Korrespondent bei den obersten Gerichtshöfen in Karlsruhe, bemerkte dazu in seinem 1995 veröffentlichten Buch* *Vom Mythos der Unabhängigkeit*: »Die Parteien, die den Staat ungeniert als Selbstbedienungsladen behandeln, haben diese Mentalität mittlerweile auf die Dritte Gewalt ausgedehnt. Sie besetzen namentlich die 16 Planstellen der höchsten Instanz, des Bundesverfassungsgerichtes in Karlsruhe, nach den Riten eines orientalischen Basars.«

Ihre Trickkisten haben unsere DienerInnen Justitias eher aus der Unterwelt als aus Markthallen bezogen. So erheben sie zum Beispiel gar nicht erst Anklage wegen »Beweisschwäche« des Rechtsuchenden (Fall Murat Kurnaz). Sie weisen eine Verfassungsbeschwerde zurück, weil sie »unbegründet« sei (Fall Jürgen Rose). Sie legen Verfallsfristen als Verschleppungsgebot aus, sorgen also, wenn unliebsame Enthüllung oder gar die Bestrafung eines Gesinnungsgenossen droht, durch »Bummelstreik« für »Verjährung«, wie in den Fällen zahlreicher Nazis geschehen, oder wie beispielsweise im Fall des 1987 vermutlich gewaltsam verstorbenen Waffenschiebers Uwe Barschel. Sie empfehlen unter Jagdkameraden, gewisse Akten durch Reißwölfe schützen zu lassen; geben informations- und sensationshungrigen Journalisten das eine oder andere zu verstehen; bringen ein Prosit auf Kanzler Gerhard Schröder aus, weil er gestanden hat, »Koalitionsvereinbarungen« gar nicht erst zu lesen. Schließlich hält er sich sowieso nicht an sie.

Schlagen ihre Bemühungen im Vorfeld fehl, schmettern unsere Justizkräfte im Prozeß alles ab, was die Angeklagten entlasten könnte, während zum Beispiel Vorwürfen, die Polizei hätte gefoltert und so Geständnisse erzwungen, grundsätzlich nicht nachgegangen wird. Über dies alles kann man sich, soweit es nachkriegsdeutsche Rechtspflege angeht, ausgezeichnet in zwei dicken Büchern der Gerichtsreporterin Parnass und des Rechtsanwaltes Hannover unterrichten.** Natürlich macht es nicht an der Staatsgrenze Halt. 1975 verurteilte die britische Justiz die aus Irland stammenden sogenannten *Guildford Four* für Bombenanschläge, die sie nicht begangen hatten. Sie kamen erst nach vielen Jahren des Leidens und des Kampfes wieder frei, wie in Paul Hills Buch *Gestohlene Jahre* von 1990 nachgelesen werden kann. 2005, nach knapp 30 Jahren, sah sich Premierminister Tony Blair sogar zu einer offiziellen »Entschuldigung« für den bedauerlichen Justizirrtum veranlaßt. Wahrscheinlich wollte er sich einen Ablauf auf die Höllenstrafe erwerben, die ihn bald erwartet, weil er mit Hilfe der gleichen korrupten und verlogenen Justiz mit Bombern gen Bagdad zog.

Etwas glimpflicher und entschieden vergnüglicher gestaltete sich der Justizirrtum 1980 im Fall des Spaßvogels Fritz Teufel. Nach fünf Jahren Untersuchungshaft und einer aufwendigen Gerichtsverhandlung beantragte der Staatsanwalt 15 Jahre Haft für Teufel, weil er im Februar 1975 an der Entführung des Westberliner CDU-Vorsitzenden Peter Lorenz beteiligt gewesen sei. Daraufhin zog Teufel ein hieb- und stichfestes Alibi aus seiner Tasche. Er hatte zur Tatzeit unter falschem Namen in einer Essener Fabrik gearbeitet. Das Gericht mußte ihn sofort aus der U-Haft entlassen. Teufels Hauptmotiv für deren Erduldung kann ihm gar nicht hoch genug angerechnet werden: Er habe zeigen wollen, »wie ein Angeklagter für definitiv nicht begangene Taten vorverurteilt« werde und »wie das ganze System« funktioniere. Allerdings wußte er damals, man hätte ihm wegen anderer Sachen ohnehin mehrere Jahre aufgebrummt. Das war mit der U-Haft abgegolten.***

Die Regimefrage vernachläßigt, läuft es in juristischen Belangen weltweit wie folgt: die GesetzeshüterInnen dehnen und beugen und verbiegen das Recht, bis es einem *Krjutschkow* ähnelt und gut in rebellische Hälse paßt. Krjutschkow, laut Victor Serge »ein robuster Kerl mit Kneifer, allgemein verachtet«, war Gorki unter Stalin als »Sekretär« verordnet worden – von der Geheimpolizei *GPU*. Krjutschkow heißt, wenn ich nicht irre, Haken – und Faustrecht Tautologie.

∞ Verfaßt 2012

* Zitiert nach Friedrich Wolff, »Im Namen des Volkes?«, *Ossietzky* 20/2012

** Peggy Parnass: *Prozesse 1970–78*, Ffm 1978 / Heinrich Hannover: *Die Republik vor Gericht 1954–95*, einbändige Ausgabe Berlin 2005

*** Interview mit Teufel 2010: <https://www.tagesspiegel.de/politik/ich-war-am-anfalligsten-fur-die-liebe-1800601.html>

In Nummer 21/2008 des Zweiwochenblattes *Ossietzky* weist Conrad Taler auf zwiespältigen Umgang mit dem sogenannten **Rückwirkungsverbot** aus Artikel 103 unseres Grundgesetzes hin. Es sei schon gleich nach 1945 gern und ausgiebig in Anspruch genommen worden, nicht dagegen nach 1989, als es darum ging, allerlei ostdeutsche RichterInnen, Hochschullehrer, Bibliothekare von ihren Posten zu entfernen, weil sie dem »Unrechtsstaat« DDR treu geblieben waren.

Nach jenem Verbot darf niemand für Taten bestraft werden, die zum Zeitpunkt der Tat noch gar keine (gesetzlich bestimmten) Straftatbestände waren. Taler führt das Beispiel des DDR-Richters Reinwarth an, dessen Todesurteile wegen Spionage ja nach den damals gültigen DDR-Gesetzen rechtens gewesen seien. Trotzdem argumentierte der

Bundesgerichtshof 1995, da Reinwarth mit diesen Urteilen auf unerträgliche Weise die Menschenrechte verletzt habe, könne ihm der Vertrauensschutz des Artikels 103 (»was ich tue beziehungsweise verkünde, verstößt derzeit gegen kein Gesetz«) nicht gewährt werden. Derselbe Gerichtshof habe dagegen einen SS-Richter wie Otto Thorbeck (der noch kurz vor Kriegsende die Widerstandskämpfer Admiral Canaris und Pastor Bonhoeffer hinrichten ließ) 1956 mit der Begründung freigesprochen, schließlich sei er den damals geltenden Gesetzen unterworfen gewesen. Ein krasser, unübersehbarer Widerspruch.

Nun ist es sicher richtig, hier die Doppelmoral zu geißen, die die gesamte »Abwicklung« der DDR geradezu getragen hat und noch trägt. Aber Talers Rechtsdenken ist falsch. Es gibt ja in der Tat so etwas wie Menschenrecht, Menschenwürde, Moral, die mir die Begehung oder Billigung einer »unerträglichen« Tat auch dann verbieten, wenn sich diese auf ein Gesetz oder auf den berüchtigten Gehorsam Befehlen gegenüber berufen kann. Umgekehrt kennt sogar das Grundgesetz ein »Widerstandsrecht« (Artikel 20) gegen alle, die unsere Verfassungsordnung zu unterhöhlen und zu beseitigen trachten. Hier leitet kein Paragrafenstudium, vielmehr Zivilcourage. Der Wurm sitzt in der Institution Recht selber, die notwendig eine oft furchtbare Starre besitzt, weil sie definieren und weil sie entweder Ja oder aber Nein sagen muß. Im Bemühen, alle denkbaren Straffälle zu erfassen, schafft sie immer mehr Gesetze oder richtungsweisende Urteile – die sich immer mehr widersprechen. Denn die Wirklichkeit ist kompliziert, vielfältig und ständig im Fluß. Kein Recht kann ihr jemals auch nur einigermaßen gerecht werden.

Im übrigen verkörpert das Recht jenen unseligen Absolutheitsanspruch, mit dem auch Spießbürgermoral, Staatsbürokratie, Positives Denken, Staatsräson gegen alles Besondere und alles Nichtangepaßte vorgehen. Es duldet nicht, daß einer bei Rot die Straße überquert, unter welchen näheren Umständen auch immer. Es möchte alles und jeden über einen Leisten schlagen – und entsprechend hart trifft es uns. Der Bibel- und Buchstabengläubigkeit sind sicherlich schon mehr Menschen zum Opfer gefallen als dem Wüten von deutschen und italienischen Kampffliegern im Spanienkrieg. Lufthohheit, Deutungsmacht, ein Führer ein Reich ein Recht.

Was mir vorschwebt, wäre ein bewegliches Recht, das neben ethischen Grundsätzen ausschließlich Sonderfälle kennt. Mord ist nicht gleich Mord. Den Einwand, die Alternative zur Institution Recht sei nur Willkür, lasse ich nicht gelten. Sie eignet eher unserer Rechtssprechung und den Erlassen unserer Bürokraten. Kein Indianerstamm benötigte jemals ein Strafgesetzbuch oder Antragsformulare für *Hartz IV*. Jeder wußte, was gut und böse war, was die Grundfesten der Gemeinschaft erschütterte, was er an Ächtung, Achtung oder Beistand zu erwarten hatte. Vergehen wurden mal vom Betroffenen, mal vom

Ältestenrat oder dem im Konsens bestimmten Stammesgericht geahndet. Für mein Empfinden ist ein persönlicher Vergeltungsakt weniger verdammenswert als die staatliche Todesstrafenindustrie in Georgia oder Texas. Diese enthebt mich der Verantwortung und erspart mir ein schlechtes Gewissen.

Ein persönlicher Bezug wäre auch in der Gerichtsbarkeit einer Räterepublik Hörselgau sowohl gegeben wie unabdingbar. Verbote oder Strafen ändern ohnehin nichts – weder den »Täter« noch die Verhältnisse. Die »versachlichte« bürgerliche Rechtsmaschine hält gerade die unbarmherzige Produktion von Waren und Schicksalen in Gang. Sind sich dagegen die Beteiligten eines Gerichtsverfahrens nahe und verantwortlich, bestehen gute Aussichten auf Erörterung, Selbstkritik und Besserung. Gleichwohl wird man stets auch unbefangene Dritte beziehen, etwa durch Losentscheid. Den Grad der Öffentlichkeit des Verfahrens würden alle Beteiligten gemeinsam festlegen. A & O solcher Gerichtsbarkeit wären Aufrichtigkeit aller Beteiligten und Offenlegung sämtlicher Vorgänge, die zur Klärung und Wiedergutmachung des Vergehens beitragen können. Meine Beobachtungen in anarchistischen Kommunen zeigen mir, daß dieser Weg gangbar wäre. In meinem Roman *Konräteslust* [später: *Ümmershand*] wird er illustriert und näher erläutert.

Falls Sie mich für einen Toren halten, war Montaigne ebenfalls einer. In seinem Essay *Von der Erfahrung* entwickelt der »konservative« Schloßherr Vorstellungen einer dezentralen und schmiegsamen Rechtsprechung als hieße er Michail Bakunin. An den Rechtsanwälten läßt er dabei so wenig gute Haare wie zuvor an den Ärzten. Das Phänomen der »Globalisierung« kannte er freilich noch nicht. Er starb 1592.

∞ Verfaßt um 2010

1933–45 sei der bayerische Jurist und Politiker **Johann Ehard** (1887–1980) Senatspräsident am Münchener Oberlandesgericht gewesen, teilt *Brockhaus* ungerührt mit. Dann stürzte sich der erfahrene Mann, für die CSU, in die bayerische Landespolitik und erklimm noch höhere Ämter, darunter Ministerpräsident. Von »Entnazifizierung« weiß *Brockhaus* nichts. Dafür versichert Karl-Ulrich Gelberg (2022 in der *DB*), Ehard habe gleich ab Kriegsende »den demokratischen und rechtsstaatlichen Wiederaufbau des Freistaats geprägt«. Ernst Klee hat den OLG-Zivilsenatsboß »Hans« Ehard anscheinend übersehen. *Wikipedia* bemerkt immerhin, 1941 habe Ehard zusätzlich auch den Vorsitz am Deutschen Ärztegerichtshof in München übernommen, »der die politische und rassistische Linientreue der Ärzte« zu überwachen hatte. Die Frage der »Entnazifizierung« spart die

Mitmach-Enzyklopädie aber gleichfalls aus. Von der Internet-Suche her habe ich überhaupt den Verdacht, der führende Saubermann aus dem Freistaat Bayern sei bis zu seinem letzten Atemzug (mit knapp 93) wegen seiner einstigen faschistischen Umtriebe niemals auch nur flüchtig angepinkelt worden. Allerdings brachte der *Spiegel* vor rund 25 Jahren einen ausführlichen, beachtlichen, erschreckenden Überblick zur allgemeinen bundesdeutschen Verschonung faschistisch belasteter Justizbeamter. Darin* wird Ehard immerhin gestreift:

>Im Februar 1966, ein knappes Jahr nachdem der Bundesjustizminister den Justizapparat nazirein gemeldet hatte, erklärte der bayerische Justizminister Hans Ehard in einer Fragestunde des Landtags, es bestehe kein Anlaß, den Landgerichtsrat Otto Rathmayer strafrechtlich zu belangen oder ihm die Versetzung in den Ruhestand nahezulegen. Rathmayer hatte als Ankläger beim Volksgerichtshof an 52 Todesurteilen mitgewirkt, eine Überprüfung habe ergeben, daß kein Antrag »exzessiv« gewesen sei. / »Wohl keine Berufsgruppe ist aus der Nazi-Zeit mit derart gutem Gewissen hervorgegangen wie die Juristenschaft«, schreibt Jurist Müller in seiner Dokumentation. »Die Geschichte der Justiz im Dritten Reich beweist: Juristen sind zu allem fähig«, sagt der ehemalige Verfassungsrichter Martin Hirsch.<

Ich könnte mir denken, Ehard verfuhr damals weniger nach gesetzlichen oder moralischen Richtlinien; vielmehr sei ihm das bekannte Sprichwort eingefallen, eine Krähe hacke der anderen kein Auge aus.

∞ Verfaßt 2023

* Henryk M. Broder, »>Knechte des Gesetzes< / Wie der Rechtsstaat seine Richter fand«, *Spiegel* 20/1999, online <https://www.spiegel.de/politik/knechte-des-gesetzes-a-4e3doee4-0002-0001-0000-000013395427>

Die adelige Anhängerin der russischen Narodniki (sozialrevolutionäre »Volksfreunde«) **Wera I. Sassulitsch** (1849–1919) hatte mit knapp 30 einen Anschlag auf den Petersburger Polizeichef Fjodor F. Trepow verübt – und wurde daraufhin »in einem berühmt gewordenen Prozeß freigesprochen«, wie sogar *Brockhaus* staunt. Später, in ihrem schweizer Exil, habe sie sich der Sozialdemokratie zugewandt. »Die Oktoberrevolution lehnte sie ab.«

Im Internet ist zu erfahren, der alte Militarist Trepow, offiziell scheints Gouverneur von Petersburg, habe damals für einige Empörung gesorgt, weil er einen politischen Gefangenen auspeitschen ließ, der sich geweigert hatte, seine Kopfbedeckung vor dem Oberst zu ziehen. Ein Grüppchen Revolutionäre beschloß Anschläge auf einen verhafteten

Staatsanwalt und eben auch Trepow. Dieser wurde (im Januar 1878) durch Pistolen-schüsse Sassulitschs schwer verletzt. Er soll noch im selben Jahr, als General der Kavallerie, in den Ruhestand gegangen sein. Die Täterin fand jedoch milde Geschworene und einen mutigen Rechtsanwalt. Der Advokat meinte, eigentlich gehörte Trepow, der rechtswidrige Prügler, vor Gericht. Sassulitsch kam auf freien Fuß. Wohlweislich entwich sie allerdings ins Exil, als das Urteil erwartungsgemäß auf Betreiben des Zaren gekippt wurde. In der Schweiz übersetzte sie zunächst emsig marxistische Schriften und arbeitete an Lenins *Iskra* mit. Sie galt als bescheiden und schüchtern, gleichwohl ehrgeizig. »Privatleben« habe sie sich kaum gegönnt. Trotzki schildert sie als scharfsinnige Kettenraucherin, die mit dem Schreiben arge Mühe hatte; sie habe jeden Satz ihres Textes vielmals umgewendet, ehe sie ihn schließlich aufs Papier brachte. Dann schloß sie sich den Menschewisten an. 1905 kehrte sie nach Rußland zurück. Der Erste Weltkrieg sah sie anscheinend wie so viele, etwa auch Kropotkin, als Sympathisanten der zaristischen Truppen. Den bolschewistischen Umsturz hielt sie für verfrüht und aufgepropft; sie wollte erst eine bürgerlich-kapitalistische Entwicklung. Aber sie hatte wohl sowieso schon resigniert. Laut englischer *Wikipedia* brach im Winter 1919 in ihrem Zimmer ein Feuer aus, vielleicht, wie bei Hans Platschek, vom Rauchen. Sie sei bei zwei Schwestern untergekommen, die im selben Innenhof lebten, freilich kurz darauf von einer Lungenentzündung ereilt worden und am 8. Mai 1919, knapp 80 Jahre alt, in Petrograd gestorben.

Nach einem wohlmeinenden zeitgenössischen Zeitungsbericht aus Straßburg* war der ausgebildeten Lehrerin schon als junger Frau übel mitgespielt worden: zwei Jahre Einzelhaft auf bloße Gerüchte von revolutionären Umtrieben hin, anschließend auch noch mehrere Jahre Verbannung an wechselnden Orten im Osten, ohne je Begründungen zu erhalten. Dem sei sie erst mit Ende 20 entronnen, kurz vor dem Vorfall mit der Auspeitschung des Studenten Bogoljubow. Das Gerichtsverfahren gegen sie erregte große Anteilnahme, sodaß bereits ein mildes Urteil zu erwarten war. Nach dem Freispruch habe geradezu Jubel geherrscht. Eine Urteilsbegründung ist leider nirgends zu bekommen, soweit ich sehe. Für mich deutet sich aber erneut der Graben zwischen bürgerlicher und anarchistischer Rechtssprechung an: jene fußt auf Formalismus, diese auf Moral. Darauf werde ich gleich bei Gotthard Schubert zurückkommen.

∞ Verfaßt 2024

* Volksblatt 17/1878: https://de.wikisource.org/wiki/Aus_einem_russischen_Gerichtssaal

Der »Industriemanager« **Hanns-Martin Schleyer** (1915–77) hat im *Brockhaus* rund sieben Zeilen, wie so oft ohne Faschismus, dafür mit Foto. Dieses zeigt ihn gleichsam in der Spätblüte seiner erfolgreichen Jahre, mit dichtem dunklem Kopfhaar und vollen, sinnlichen Lippen. Umso leichter kann ihn die Leserschaft bedauern. Bekanntlich wurde der Mann, langjährig im Vorstand von *Daimler-Benz* und zuletzt auch Präsident des Industrieunternehmerverbandes, im Herbst 1977 (angeblich) von der *RAF* entführt – und schließlich ermordet, weil die Bundesregierung nicht darauf einging, im Austausch 11 im Knast sitzende Genossen zu entlassen. Merkwürdigerweise fehlt dieser Mann bei Ernst Klee.

Schleyer war gelernter Jurist. Meines Erachtens genügt bereits seine befreindliche Auslegung des im einstigen schönen Sudetenland geltenden Mietrechts, um von seiner späteren Ermordung nicht mehr entsetzt zu sein. Damals, in den frühen 1940er Jahren, zog Schleyer mit seiner Gattin Waltrude in eine Prager Villa, die man dem jüdischen Bankier Emil Waigner weggenommen hatte. Sowohl Emil wie dessen Frau Marie landeten im KZ.* Schleyer leitete zunächst das Studentenwerk der Prager Universität. Im April 1943 heuerte ihn der *Zentralverband der Industrie für Böhmen und Mähren* als Sachbearbeiter, später auch rechte Hand des Chefs Bernhard Adolf an. *Wikipedia*: »Der Verband war unter anderem für die Arisierung der tschechischen Wirtschaft und die Beschaffung von Zwangsarbeitern für das Deutsche Reich zuständig.« Als Schleyer im Mai 1945 zu seinen Eltern nach Konstanz floh, nahm er den Rang eines *SS-Untersturmführers* mit, wenn auch vermutlich nur klammheimlich. Nach einer gewissen Behelligung wurde ihm Ende 1948 der Rang eines *Mitläufers* verliehen. Damit konnte er das Einkassieren von Geld und Ämtern fortsetzen.

Übrigens hatten seine Angehörigen die unerbittliche Haltung der Regierung Helmut Schmidt nach der Entführung mißbilligt. Sie hatten bereits 15 Millionen DM Lösegeld zusammengekratzt, aber die Behörden unterbanden dessen Übergabe. *Wikipedia*: »Daraufhin hatte Schleyers Sohn Hanns-Eberhard die Freilassung der RAF-Häftlinge beim Bundesverfassungsgericht beantragt. Der Antrag wurde wenige Stunden vor Ablauf des letzten RAF-Ultimatums abgelehnt.« Die geschätzten hohen Richter blieben also dem berüchtigten Prinzip der *Staatsräson* treu. Es lautet in anderer Formulierung: Im Zweifelsfall geht der Staat über Leichen.

Heute haben wir in Deutschland nach wie vor etliche Hanns-Martin-Schleyer-Straßen. In Bad Friedrichshall beherbergt Schleyers Straße sinnigerweise eine sogenannte Flüchtlingsunterkunft. In Esslingen gibt es auch eine Brücke, in Stuttgart eine riesige Veranstaltungshalle, die an das bedauernswerte Opfer erinnert.** Eine Freundin von mir

schimpfte bereits vor Jahren, die eben umrissene Benennungs-Lage sei ein größerer Skandal als Schleyers Ermordung. Zum Glück lebt sie selber auch nicht mehr, sonst käme ich in Erzwingungshaft, bis ich ihren Namen preisgebe.

∞ Verfaßt 2024

* Heide Sobotka, <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/villa-schleyer/>, 7. Dezember 2010

** Erol Ünal, <https://erolunal.de/2022/03/01/entnazifizierung-der-schleyer-des-vergessens/>, 1. März 2022

Ich fasse im folgenden drei NS-Täter zusammen, die im *Brockhaus* durchweg fehlen. Der erste trägt zufällig einen bezeichnenden Namen. Im Gegensatz zu Friederike Pusch etwa [s. jetzt unter DDR] wurde der Psychiater und Euthanasie-Gutachter **Arthur Schreck** (1878–1963) sogar belangt. Er hatte in verschiedenen süddeutschen Anstalten leitend am Massenmord mitgewirkt. Das Freiburger Landgericht verurteilte ihn 1950 recht glimpflich zu 12 Jahren Haft. Doch seine baldige »Haftverschonung« ist eine Schreckgeschichte eigener Art. Vielleicht fehlt er im *Brockhaus* gerade deshalb. Klee zufolge setzte der Ministerpräsident von Baden-Württemberg Gebhard Müller, ein gelernter Jurist, Schrecks Strafe bereits 1954 aus. Überdies habe man dem Verschonten oder gar Begnadigten einen monatlichen Unterhalt von 450 DM bewilligt und ihm später selbst die Gerichtskosten erlassen. Er habe sein Berufsleben als niedergelassener Arzt in Pfullendorf am Bodensee fortgesetzt. Somit kann er kaum sterbenskrank gewesen sein. Gebhard Müller war übrigens 1958–71 auch noch Präsident des Bundesverfassungsgerichts. Wie Blogger Erol Ünal in seinem oben angeführten Schleyer-Aufsatz erwähnt, hatte sich Müller für etliche NS-Täter, also nicht nur für Schreck eingesetzt. Doch man überhäufte Müller mit Ehrungen und Auszeichnungen. Er starb in Stuttgart mit 90. Seine Faschistenfreundlichkeit wird in Band 15 von *Brockhaus* selbstverständlich ausgespart.

Der Kölner Bankier **Kurt Freiherr von Schröder** (1889–1966), im Ersten Weltkrieg Generalstabsoffizier, war ein wesentlicher Förderer der *NSDAP*. Er saß in zahlreichen Aufsichtsräten – und nach dem 4. Januar 1933 bald in ungefähr doppelt sovielen. Laut Klee richtete er an diesem Tag in seiner Kölner Villa das heimliche Treffen zwischen Papen und Hitler aus, das den Sturz der Regierung Schleicher beschloß. Unter Hitler war er dann unter anderem Aktivist im *Freundeskreis Reichsführer-SS* (Himmler), der emsig Millionen an »Spendengeldern« eintrieb. Im April 1943 kürte ihn Himmler zum *SS-Brigadeführer*, eine Art General. Nach dem Krieg wurde auch Schröder christlich-antikommunistische Verzeihung zuteil. Eine kurze Gefangenschaft und einiges juristisches Ringen mündete 1948/50 in lächerlicher Haftstrafe (drei Monate) und lächerlicher Geldbuße (60.000

Mark) und vorzeitiger Haftentlassung (schon 1948), wie sich in verschiedenen Internet-Nachschlagewerken nachlesen lässt. Seinen Lebensabend habe er auf Gut Hohenstein bei Eckernförde verbracht. Ich vermute stark, das hübsche Anwesen gehörte dem Schröder-Clan. Die Webseite* deutet einige Tradition an. 1854 sei das Gut von Theodor Milberg und dessen Frau Harriet, geborene Schröder, erworben worden. 1944 hätten böse Buben das Herrenhaus als »Kriegsentbindungsheim« der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) »beschlagnahmt«. Von Kurtchen lese ich nichts.

Gotthard Schubert (1913–85) war ein rühriger *SS-Untersturmführer* und Geheimpolizist und durfte dennoch auch in unserer demokratischen Kriminalpolizei mitwirken. Primitive Völker haben dafür ein Sprichwort vom Bock, den man zum Gärtner macht. Nach Klee war Schubert in die bereits früher erwähnten Massenmorde in der Gegend von Lublin verstrickt. Gefangen, muteten ihm die Sowjets 1950 deshalb 25 Jahre Zwangsarbeit zu. Jedenfalls auf dem Papier. Schon 1955 entlassen, wurde er zu 50 Prozent als Kriegsbeschädigter anerkannt. 1957 durfte er Sekretär im hessischen Polizeidienst, 1960 Kriminalkommissar und Leiter des Referats Meldewesen beim Wiesbadener Landeskriminalamt werden. Ziemlich spät ereilte ihn jedoch noch ein Strafverfahren. Das Wiesbadener Landgericht habe ihn 1971 [oder 73?] »wegen gemeinschaftlicher Beihilfe zum Mord an mindestens 28.450 Menschen« zu sechs Jahren Haft verurteilt. Sie haben sich nicht verlesen: sechs Jahre. Ob er die absitzen mußte, teilt leider auch eine jüngere Quelle aus Hessen nicht mit. Ich vermute freilich, wohl kaum. Der vergleichsweise seltene und verdienstvolle Artikel aus Gießen** nennt neben Schubert selber noch mehrere Nazi- und LKA-Kollegen von ihm, die allesamt ähnlich glimpflich davonkamen. Er erlaubt sich Zwischentitel wie »Seilschaften im Landeskriminalamt« und »Zuträger für US-Nachrichtendienst«. Vielleicht sollte Bundesinnenministerin Faeser die *Gießener Allgemeine* endlich verbieten.

Früher bemühte ich mich in vergleichbaren Fällen (Bunke/Ullrich), die Herabwürdigung von Mördern zu Mordbeihelfern zu verstehen. Aber inzwischen lasse ich mich auf die Spitzfindigkeiten Bürgerlichen Rechtes nicht mehr ein. Damit komme ich, wie oben angekündigt, auf den krassen Unterschied zwischen den beiden Rechtsfundamenten Formalismus und Moral zurück. In Mordfällen lässt das Bürgerliche Recht in der Regel nur einen als Mörder gelten, der mit dem Hammer zuschlug oder die Spritze einstach. Das ist jedoch grundfalsch. Die sogenannte »geistige Mittäterschaft« oder das bloße Zuschauen bei Erschießungen sind um keinen Deut weniger verwerflich als der tödliche Schlag oder Stich. Ich würde sogar fast sagen, sie sind eher noch schlimmer. Meistens handelt es sich ja um eine ganze kriminelle Gesellschafts-Maschinerie, der sowohl die »Schreibtischtäter-

Innen« wie die SchlägerInnen wie die ZuschauerInnen angehören. Aber geplant und verfeinert haben sie die führenden oder leitenden Hirne. Ohne diese gäbe es das betreffende kriminelle System gar nicht. Das kriminelle System ist die entscheidende, unmoralische Qualität. Vor diesem Hintergrund mehr oder weniger große, also quantitativ unterschiedene Beiträge gegeneinander auszuspielen: eben das nenne ich Formalismus. Als Anarchist halte ich mich in meinen Handlungen und Urteilen an Gut und Böse. Zum Beispiel ist auch das kriminelle System, dem unsere gegenwärtig amtierenden MinisterInnen angehören, böse. Und wer dabei mitmacht, gehört vor die Füße gespuckt und geschnitten. Über dieses Thema verfaßte ich vor Jahren den Aufsatz »Die VerbrecherInnen sind mitten über uns«, zu dem ich bis heute nicht einen unaufgeforderten Kommentar erhielt.

Jetzt kommts mir fast vor, Beate Klarsfeld ohrfeigte Kiesinger für viel zu wenig, nämlich lediglich für seine mißratene Vergangenheit. Dabei war er doch Regierungschef des yankeetreuen Wirtschaftswunderlandes BRD und damit in zahlreiche Schreibtischtaten, oft in Übersee, der verheerendsten Art verstrickt. Ich hoffe, hätte ich zu Gebhard Müllers Zeiten im Schwabenland gelebt, hätte ich auch diesem bereits vor die Füße gespuckt. Er war kein NS-Täter, jedoch ein Herrscher. Er diente dem Machterhalt seiner selbst und der bekannten volksfeindlichen bundesdeutschen Einrichtungen. Dagegen hätte ich volksfreundliche Schiedsgerichte für die Entlastung solcher Rebellen wie Wera Sassulitsch (1878) und Scholom Schwartzbard (1926) sofort gelobt, obwohl diese beiden gewalttätig vorgingen. Und so ähnlich war es ja auch. Bürgerliche Geschworene sprachen sie frei – nicht aus formalen, sondern aus moralischen Gründen.

∞ Verfaßt 2024

* <https://gut-hohenstein.de/ueber-uns/>

** Ursula Sommerlad, <https://www.giessener-allgemeine.de/kreis-giessen/hungen-ort848765/zehntausende-tote-kein-urteil-13540746.html>, 16. Februar 2020

Kamine und Fernseher fegen Ein Bekannter erzählt mir beiläufig von den jüngsten Schwierigkeiten seines Nachbarn. Dieser N. hatte dem Kaminfeger eine ältere Sprossenleiter aus Holz, die offensichtlich keinen TÜV hatte, an die Dachtraufe gelehnt. Der Kaminfeger erkomm sie, trat auf eine morsche, brechende Sprosse und brach sich selber durch seinen Fall das Schlüsselbein. Daraufhin brachen drittens prompt ausgiebige Streitigkeiten zwischen den beiden Beteiligten beziehungsweise deren Versicherungen aus. N., ein höherer Angestellter bei der *Conti*, habe sich »natürlich« sofort einen Rechtsanwalt

genommen. Der Fachmann ermutigte N. unter anderem mit der Behauptung, als erfahrener Handwerker hätte »der schwarze Mann« die vorgefundene Leiter gar nicht ungeprüft benutzen dürfen. Ach, hake ich ein, wieso natürlich einen Rechtsanwalt ..? Hat sich N. nicht zunächst einmal selber mit dem Kaminfeuer unterhalten? Und diesem dabei auch gestanden, wie unangenehm es ihm sei, möglicherweise mit- oder gar hauptschuldig an dem Unglück zu sein? Ich glaube, an N.s Stelle hätten mich bereits am Abend üble Schuldgefühle gequält, von Mitleid ganz zu schweigen.

»Mitleid?« sah mich mein Bekannter stirnrunzelnd und spöttisch an. »Die beiden Kontrahenten wollten kein *Mitleid*. Sie wollten Recht, Geld, Genugtuung und so weiter! Mitleid ist hoffnungslos veraltet, lieber Henner. Also prozessierten sie ausgiebig und ärgerten sich dabei ordentlich, und alles in allem – man schloß einen Vergleich – kamen auch die ganze Volkswirtschaft und Vater Staat auf ihre Kosten.«

Bei einer Internet-Suche zur Frage, wie man solche Unstimmigkeiten *vor* der Antike behandelt habe, also etwa in der Jungsteinzeit oder bei sogenannten wilden/primitiven Völkern, ärgert man sich ebenfalls ordentlich. Entweder ist meine Frage falsch formuliert oder der jeweilige Roboter blöd. Er scheint Rechtsstreitigkeiten und die Bemühung von Rechtsanwälten für ähnlich selbstverständlich zu halten wie das Geld. In Athen mögen die Rechtsanwälte vielleicht FürsprecherInnen oder RhetorikerInnen gehießen haben, das erklärte Ziel war stets dasselbe: die Partei, die einer vertritt oder verstärkt, zum *Sieg* zu führen. Hauptwaffe war ausgefuchste Überredungskunst. Argumentierte mein Vertreter, kam es nicht darauf an, ob seine Argumente der Wahrheit und der allgemeinen Wohlfahrt dienten – nein, sie sollten *mir* dienen. Sie sollten *überzeugen*. Sie hatten die *schwächeren* Argumente des gegnerischen Rechtsanwaltes an die Wand zu reden. Kurz und schlecht: *Stärke* war gefragt.

Und so verhält es sich bis zur Stunde. Tüchtig Geld in die Waagschale zu werfen, dürfte allerdings in der kapitalistischen Demokratie noch erheblich an Bedeutung gewonnen haben, weil ja heute fast jeder viel Geld hat, während der Einsatz von Handfeuerwaffen oder Schlägerbanden nicht gern gesehen wird, da es der zivilen Fassade unschöne Kratzer beibringen würde. Die jährliche Höhe der Kosten postmoderner »Rechtspflege« wage ich mir gar nicht vorzustellen, wird mir doch bereits in dritten Stockwerken schwindelig. Aber sie kurbeln eben »die Wirtschaft« an: ein anderer Ausdruck für »den Parasitenbefall«. Man kennt diesen Mechanismus auch insbesondere von Kriegsvorberichtung (mehr rüsten!) und Gesundheitsfürsorge (mehr impfen!).

Was mich immer wieder erstaunt: wie bereitwillig, ja im Grunde unterwürfig sich auch sogenannte Linke oder Alternative nach wie vor in kostspielige Händel stürzen, um

bis an die Zähne bewaffnete GegnerInnen (vor allem Vater Staat) etwas mehr Gerechtigkeit abzutrotzen. Dabei verfügen doch diese GegnerInnen über die bestochenen RichterInnen und Staatsanwälte und zudem über Heere von PR-Leuten, Medienknechte, Geheimagenten und Denunzianten. Wer sich gleichwohl mit ihnen anlegt, bindet seine AnhängerInnen unweigerlich an das ganze verrottete System, in dem man heute zu leben hat. Es fußt auf dem Leistungs- und Konkurrenzprinzip. Es wünscht überall und pausenlos Krieg. Meines Erachtens wäre es im Sinne revolutionärer Änderungen wirkungsvoller, jene GegnerInnen im Regen stehen zu lassen und das Geld und den revolutionären Schwung lieber in Gegenentwürfe zu stecken. *Verweigerung* heißt das Zauberwort. Generalstreik gegen die Rundfunkanstalten und die Schulen, die Rechtspflege und die kapitalistische Warenproduktion, wo es nur eben geht.

In meinen »utopischen« Freien Zwergrepubliken gibt es weder Rechtspflege noch Rechtsanwälte noch Geld. Konflikte werden so weit wie möglich »unten«, also vor Ort, und stets öffentlich behandelt. Unbefangene Dritte werden gern bemüht. Ist der Kreis der Betroffenen größer, werden auch die zuständigen Schiedsräte des Dorfes oder des Landes beigezogen. Die sind nicht etwa ihrem Gehalt oder ihrer Partei, vielmehr der Verfassung und dem Geist der Republik verpflichtet. Ohnehin kennt fast jeder jeden, da wäre Foulspiel kaum möglich. Man erarbeitet eine Lösung des betreffenden Konflikts, die alle Beteiligten mittragen können. Nicht anders fassen die Vollversammlungen der Grundorganisationen oder die Delegiertenkonferenzen ihre Beschlüsse: im Konsens. Das »Mehrheitsprinzip« kapitalistischer Demokratie wäre das Prinzip der verhaßten Stärke.

Vielleicht wenden Sie ein: Und wenn keine Einmütigkeit erzielt wird, aber auch der Status quo unerträglich wäre? – Ja, dann müssen Sie Revolution machen! Wozu leben Sie in einer anarchistisch gestimmten Republik? Ab und zu ein kleiner Aufstand, das ist hundertmal besser als jene Unterwürfigkeit, die nie das Herrschaftssystem anzutasten wagt.

∞ Verfaßt 2025

Siehe auch → Bachmeier (Selbstjustiz) → Bammerski (dito) → Brautlacht (schreibender Richter) → Buchstabengläubigkeit → Corona, Maskenball (Unschuldsvermutung, Beweislast) → Kommunen, Störung → Landesverrat → Ohrfeige (Strafen) → Religion, Riesen (Schweinsblaseninsel) → Im Anhang *Ümmershand*, Kap. 12 + 13 (Öffentliches Schiedsverfahren) und *Sturz des Herkules*, Kap. 5–8 (Sabotageakt + Heinz Jäckel zum Recht)

Rechthabertum

Die kroatische Küstenstadt **Zamir** kann *Brockhaus* schlecht kennen, da sie vor rund 10 Jahren von mir erfunden wurde. Sie diente mir damals als Hauptschauplatz einiger Erzählungen um den jungen Kriminalkommissar Danilo Matavulj. Ein guter Freund von ihm war der deutschstämmige Akrobant und Snookerspieler Fritz. Dieser baumlange, blonde Mann nistete sich nach dem Unfalltod seiner Gefährtin am Hang oberhalb der Stadt in einem ehemaligen Tagelöhnerhäuschen vom benachbarten Weingut ein. Das Häuschen war nun seine Einsiedlerklausur. Bei Danilos Antrittsbesuch (es gibt gebackene Forelle unter Olivenbäumen) erzählt Fritz dem Freund die Geschichte mit dem Laufbrunnen am Waisenhausplatz.

Fritz hatte auf seinem Grundstück anfangs noch nicht einmal Wasseranschluß. Deshalb bezog er sein Trinkwasser eine Zeitlang von jenem Brunnen. Und da er ja sowieso täglich zum Brunnen mußte, um seinen Kanister zu füllen, schlug er meistens zwei Fliegen mit einer Klappe. Er stieg in seinen kurzen Hosen ins Brunnenbecken, um sich zu erfrischen, zu säubern und auch gleich noch sein Hemd und seine Socken durchzuspülen. Er sagte sich, das Wasser flösse ja ab. Doch etliche Blicke von Passanten oder Anwohnern waren weniger erquickend als das Brunnenwasser. Sie verachteten sowohl die offensichtliche Armut des langen Blondens wie dessen *unnormales* Treiben. Den Vogel schoß dabei ein Junge um 13 ab, der exakt dem zeitgenössischen Typ entsprach: dicklich, pomadig, Hosenbeine drei Meter lang. Da er gerade Herbstferien hatte und am Waisenhausplatz wohnte, ertappte er Fritz oft. Um den Ertappten zu zitieren:

»Als diese Tröte zum dritten Male stehen blieb und mich haßerfüllt fragte, ob ich mir meine Füße nicht zu Hause waschen könne, konnte ich mein mir verordnetes Schweigegebot nicht mehr einhalten. Ich habe kein Zuhause, entgegnete ich mit erzwungenem Gleichmut. Ich schlafe unter den Dubrina-Brücken. Diese Eröffnung konnte den Bengel allerdings nur im Augenblick verunsichern. Sein Haß verfolgte mich über Wochen – auch dort drinnen [in seinem Häuschen] beim Dielenverlegen, sogar spätabends vorm Einschlafen. Ich hätte ihm die Zähne ausschlagen können. Stattdessen fragte ich mich wie ein Sozialfürsorger, warum der Bengel das mache.«

Fritz schwieg und blinzelte zu seinen Olivenbäumen, die darauf warteten, die Abendsonne aufzuspießen. Der Hang ging gen Westen, auf die Adria. Danilo zuckte die Achseln: »Er hatte Lust, dich zu terrorisieren, mein Lieber. Du warst ihm ja ausgeliefert, weil du auf den Brunnen angewiesen warst. Und den lieben langen Tag vorm Computer zu

sitzen, um Moorhühnchen abzuballern, war ihm doch zu langweilig geworden. In dir hatte er ein leibhaftiges Freiwild vor der Nase.«

Fritz nickte, sagte jedoch: »Das genügte mir nicht als Erklärung. Ich kam zu der Einschätzung, er fühle sich angegriffen. Mein Außenseitertum stellte des Bengels Innenseitertum in Frage. Körperpflege hat in häuslichen Badezimmern stattzufinden; Papa bezahlt mir's. Jetzt wird diese Linie bezweifelt. Es droht ihm, nicht mehr richtig zu liegen – nicht mehr recht zu haben. Alles Ressentiment gedeiht im Rechthabertum. Das trifft selbstverständlich auch ZigeunerInnen, IndianerInnen oder auch die Schwulen, wenn du nur an Dejicas Mitstreiter Grübchen denkst. In der Stadt Rosarno da drüben« – er nickte zum Meer, weil Rosarno in Italien lag – »jagen sie gerade afrikanische SaisonarbeiterInnen mit Eisenstangen, Schrotflinten oder Autos durch die Straßen, wie ich gestern im Internet gelesen habe. Da mischen solche 13jährigen sicherlich ebenfalls mit.«

∞ Verfaßt um 2020 • Siehe auch → Hattemer (Meinungen) → Klima, Hockeystick (s. gegen Ende) → Norm

Rechtschreibung

Der langjährige Lehrer an der Leipziger »Städtischen Realschule« **Karl Klaunig** (1824–62), verheiratet mit der 10 Jahre jüngeren Thecla geb. Berndt und Vater von mindestens einem Sohn namens Carl Kurt, war federführend an der Erarbeitung einheitlicher Rechtschreibregeln zunächst für die Schulen Sachsens, bald auch vieler anderer deutscher Staaten, darunter Preußen, beteiligt. Er starb auch in Leipzig, mit 37 – aber woran? Nach freundlicher Auskunft eines Leipziger Stadtarchivars (für 28 Euro) weiß man's wieder einmal nicht genau. Aufgrund der Personalaktennotiz »wegen gänzlicher Untüchtigkeit aus dem Militärdienst freigelassen« könne man jedoch eine schwache Gesundheit vermuten. Und in der Tat, im *Leipziger Tageblatt* vom 22. Februar 1862 finde sich die private Todesanzeige der Witwe, wonach ihr »guter Mann ... nach langer Krankheit gestern Mittag« entschlafen sei.

Worin Klaunigs »Güte« bestand, wissen wir also auch nicht genau. Gewiß könnte einer auf Klaunigs Verdienste als Grammatiker pochen, aber mit denen will ich mich ungern beschäftigen, weil ich das in gewisser Weise schon früher tat. Hier nur das folgende. Neulich zeigte sich ein Kunsthistoriker, den ich um einige Auskünfte gebeten hatte, von meiner altmodischen Rechtschreibung erstaunt. Die würde doch vermutlich einige LeserInnen vor den Kopf stoßen, mir also schaden. Aber »erstaunt« ist

noch höflich ausgedrückt. In Wahrheit dürfte er mich für einen greisen Kauz und Kindskopf halten, der unbelehrbar seine Grillen pflegt. So ganz falsch ist das freilich nicht. Zwar meine ich, den übergroben und nebenbei sündhaft teuren Unfug der jüngsten »Rechtschreibreform« ziemlich unwiderleglich in meinem 2016 veröffentlichten Aufsatz »Ihr tut mir Leid« dargestellt zu haben, aber selbstverständlich ist die Sache längst gelaufen. Das ist ja gerade das Schlimme. Der Mensch gewöhnt sich an alles; das »Skandalöse« einer genauso fruchtlosen wie überflüssigen Rechtschreibreform oder einer sogenannten Schweinegrippe (2009) hat er nach wenigen Jahren, ja Monaten vergessen; er paßt sich jedem Sprung von β zu ss oder wieder zurück wie ein Chamäleon an den Wechsel von Sonnenlicht und Baumbestand an.

Es ist also nicht so, daß ich mir einbildete, durch meine winzigen Widersetzlichkeiten der Menschheit zu dienen. Ich diene mit ihnen vor allem mir selber, nämlich meinem Gewissen und meiner Selbstachtung. Auf die Sache kommt es dabei noch nicht einmal in erster Linie an. Ich könnte auch auf den Gebieten des Gartenbaus oder der Haartracht rebellieren. Nur auf allen zusammen nicht. Man muß sich, je nach persönlicher Beschaffenheit, kurzerhand ein paar bestimmte Dinge herauspicken, und in denen hat man dann konsequent zu sein. Wenn es hochkommt, hat es sogar doch eine gewisse Signalwirkung. Zum Beispiel fahre ich seit dem Ende meiner Kommunezeit (2006) kein Auto mehr – und eine etwas jüngere Freundin hält es inzwischen genauso, obwohl sie keineswegs so arm ist wie ich. Kinder kann sie ja sowieso nicht mehr kriegen – sie weiß, ich bin Gründer des *BAM*, des *Bundes für die Abdankung der Menschheit*. Sie weiß auch, ich enthalte mich sogar schon seit rund 40 Jahren des Fernsehens. »Und was machst du, wenn die Zwangsimpfung kommt ..?« – »Ich hoffe, sie wird mich in meiner unauffälligen Kleinstadtrandexistenz nicht erreichen.« – »Und wenn doch ..?«

Hoffen wir, ich bleibe prinzipienfest. Die Impfschäden könnte ich wohl verkraften, denn in wenigen Jahren liege ich, soeben 71 geworden, sowieso in der Kiste. Aber diese Form der staatsterroristischen Abstempelung, die so offensichtlich an gewisse Todesstrafenpraktiken und an gewisse mit Gaskammern bestückte Barackenlager erinnert, ist zuviel. Da werde ich notfalls toben. Zuerst werden sie mich vielleicht nur schneiden und erpressen, wie jene freundlichen Email-DienstleisterInnen, die mich mit immer neuen Drohungen und Schikanen zum Genuß von Werbung zwingen wollen. Sie werden mir den Besuch meines Zahnarztes unmöglich machen, weil ich diesem keinen »Impfpaß« vorlegen kann. Rücken sie aber mit Handschellen an, werde ich mich unter Umständen an das Muster erinnern, daß Alfred Andersch (1957) in *Sansibar* mit seinem Pfarrer Helander

gab. Ich kann das Buch getrost anführen, weil die Leute, die uns regieren und zensieren, sowieso Analphabeten sind.

Vielleicht wird sich mancher fragen, ob ich keine anderen Sorgen als orthographische oder Zahuprobleme hätte. Meine Antwort: Habe ich durchaus. Am Abend des 3. März 2021 verschwand die 33jährige **Sarah Everard** in Südlondon, als sie von der Wohnung einer Freundin nach Hause ging. Auf diesem Weg hatte sie sogar noch mit ihrem Freund telefoniert. Einige Tage später wurde ihre Leiche in einem Wald in Kent gefunden. Vermutlich war sie von einem 48 Jahre alten Elite-Polizisten nach Schichtende entführt und getötet worden; der Mann sitzt in Untersuchungshaft. Als es in London zu einer »ungenehmigten« Mahnwache von Frauen kam, schritt die Polizei, wegen der »Corona-Ansteckungsgefahr«, so brutal gegen verschiedene Teilnehmerinnen ein, daß sogar der Londoner Bürgermeister Sadiq Kahn und noch höhere Tiere schimpften. Jetzt wird die Londoner Polizeichefin Cressida Dick zum Rücktritt aufgefordert. Sie will aber nicht. Laut Christian Bunke* sind schon wieder gesetzliche Verschärfungen = Beschneidungen des Demonstrationsrechtes auf dem Weg ins Unterhaus, und selbstverständlich würden daran auch 50 NachfolgerInnen von Dick nicht mit vereinten Kräften rütteln. Nebenbei umfaßt der betreffende Polizeigesetzentwurf, der unter anderem auch Kindern und Frauen mehr Beistand verschaffen soll, rund 300 Seiten. Glaubt einer wirklich, die Ärsche im Unterhaus würden das lesen?

Jener Elite-Polizist gehörte übrigens einer Einheit zum Schutz von Parlamentariern und Diplomaten an. Ja prima, ringsum wird der Bürger nur »geschützt«, General von Trotha (»Deutsch-Südwestafrika«) und Heinrich Himmler hätten ihre Freude daran.

* <https://www.heise.de/tp/features/Mit-Corona-Regeln-gegen-Proteste-nach-Polizeimord-5988582.html>, *Telepolis*, 16. März 2021

Ihr tut mir Leid / 20 Jahre Rechtschreibreform Mit ihrer Nummer 15 des Vorjahres, erschienen im August 2015, schwenkte auch die oft erfreulich kritische, roteingeschlagene Zweiwochenschrift *Ossietzky* ein. Sie schreibt jetzt ebenfalls »reformiert«. Sie wolle damit vor allem der Verwirrung aller schulpflichtigen und jüngeren LeserInnen vorbeugen, hieß es kurz und befreindlich zur Begründung. *Die Zeit* hätte dazu wahrscheinlich höflich angemerkt: endlich hat auch dieses Blättchen, nach uns Großen und der *Jungen Welt*, »klein beigegeben«. So steht es in einem Interview mit Ex-Kultusminister Zehetmair, auf das ich noch zurückkommen werde.

Dafür fand am 1. August 2015, somit zufällig zur selben Zeit, ausgerechnet die *FAZ* zu ungewohnten antiautoritären Tönen.* In Gestalt ihrer Berliner Korrespondentin Heike Schmoll zog sie die niederschmetternde Bilanz eines »obrigkeitlichen Gewaltaktes der Kultusbürokratie«. Gemeint war eben die jüngste, ab 1996 eingeführte, »mehrere Milliarden teure« deutsche Rechtschreibreform, die sich dann durch beflissene wiederholte »Nachbesserungen«, so das widerliche Modewort, noch verheerender auswirkte, als sie schon vom Kern her war. Für gewisse Verlage und HerausgeberInnen von Wörter- und Schulbüchern, ja selbst von sogenannten Klassikern, stellte sie allerdings ein Segen dar. *Duden* und *Wahrig* etwa, kraft ihres quasi-amtlichen Monopols schon immer eine Kuh, die nie versiegenden Honig gab, bekamen nun auch noch goldene Hufe.

Für Schmoll hat die Reform zugleich für Chaos und Uniformierung gesorgt. Die neuen Schreibungen hätten zahlreiche Möglichkeiten feiner Unterscheidungen »sprachlich und gedanklich planiert«. Ähnlich äußerte sich kurz zuvor, am 30. Juli, Steffen Könau in der *Mitteldeutschen Zeitung*. Aus seiner Sicht hat die Reform nicht weniger als die Auflösung der sprachlichen Verbindlichkeit bewirkt. »Das Ergebnis ist jeden Tag auf Whatsapp, Facebook, Twitter und den Diskussionsforen der Nachrichtenportale zu besichtigen. Regellosigkeit ist die Regel. Nach dem Komma und all den anderen Satzzeichen stirbt die Grammatik, sterben Satzbau und der Anspruch, Gedanken geradeaus zu formulieren.« Damit das Chaos perfekt wird, bieten *Duden* wie *Wahrig* in vielen Fällen Wahlmöglichkeiten an, setzen jedoch die Prioritäten unterschiedlich, sodaß sich die Konkurrenz jener beiden GralshüterInnen auch in den »Hausorthographien« zahlreicher renommierter Blätter oder Anstalten fortsetzen kann – *FAZ* eingeschlossen, wie ich einer Ankündigung vom 2. Dezember 2006 entnehme.

Das Reformergebnis »Orientierungslosigkeit« könnte so manchem Hirten, der gern Schafe regiert, durchaus gefallen – und womöglich fällt es auch kaum mehr auf, weil ja den Schafen das Denken zunehmend von Computern und Robotern abgenommen wird. Die werden immer »autonomer«. Bald werden sie die Texte nicht nur automatisch richtig, sondern automatisch selber schreiben. Das entlastet die Schafe. Nun finden diese die Muße, ihre sogenannte Übergewichtigkeit zu bekämpfen, indem sie wie die Affen in den Bäumen turnen. Man erwäge einmal, was uns seit zwei Jahrzehnten schon alles unter dem beflügelnden »fortschrittlichen« Deckmantel der Reform übergebraten worden ist: lauter Rückschritte. Die Reform der Streitkräfte machte Deutschland, Frauen eingeschlossen, wieder kriegslüstern; die (Riester-)Reform der Rente machte die RentnerInnen ärmer und die Versicherungskonzerne fetter; die Reform des Arbeitsmarktes – ich erspare mir das. Ich fürchte schon seit längerem, in kapitalistisch verfaßten Demokratien könnten

sämtliche staatlich geleiteten »Reformen« eigentlich nur zwei Ergebnisse haben: mehr Unterdrückung oder mehr Chaos. Wobei wahrscheinlich das zweite Ergebnis in vielen Fällen wiederum der Herbeiführung des ersten Ergebnisses dient.

Etliche BeobachterInnen, die wie Schmoll und Könau den inzwischen herrschenden »Wirrwar« beklagen, erinnern an die einstigen Beteuerungen der ReformerInnen, ihnen liege vor allem die Vereinfachung der Rechtschreibung am Herzen. Ja eben – ihre Verflachung ... Tatsächlich sei aber das Gegenteil eingetreten. So hat sich durch Mißbildungen wie »Missstand« oder »Schiffahrt«, zottelhaarige Mammuts wie »Aftershave-lotion«, Wendungen wie »einer steht Denkmal artig vor dem Bundeskanzleramt« (also nicht etwa ungehorsam), Einsparung von Kommas, Angebot des Wählens zwischen Varianten und ganz allgemein die verstärkte Beliebigkeit in der Rechtschreibung die Lesbarkeit der Texte nicht erhöht, sondern verringert. Darin aber liegt eigentlich der Sinn einer allgemeinverbindlichen Rechtschreibung: sie will nicht etwa recht behalten, wie man bei ihrem irreführenden Namen denken könnte; sie will uns vielmehr entlasten. Indem sie Verkehr und Verständnis sowohl vereinfacht wie erleichtert, ermöglicht sie uns a) die Konzentration auf den Geist des Textes, b) die Befassung mit anderen Aufgaben. Der Mensch hat ja weißgott Wichtigeres zu tun, als mühsam durch die jeweilige Variante der Rechtschreibung zu stolpern und sich dabei endlos Beulen und Kränkungen einzufangen. Oder als in den Bäumen zu turnen ...

Aber die ReformerInnen beteuerten auch, ihnen liege das Wohl unserer SchülerInnen am Herzen. Die Fehlerquote in den Diktaten und Aufsätzen sei viel zu hoch. Und nun – haben sie es geschafft? Ja, nach Auskunft verschiedener Studien, die Dankwart Guratzsch am 7. November 2013 in der *Welt* anführt, ist es den Reformern tatsächlich gelungen, die Fehlerquote im Schnitt zu verdoppeln. Kurz darauf, am 15. November, gibt Guratzsch im selben Blatt einen kurzen historischen Abriß der Reform und weist dabei die vielgehörte Lüge zurück, es habe ein breites Bedürfnis nach ihr gegeben. Vielmehr sei sie von einem Häuflein fanatischer Linguisten und unter Bemühung des Ost-West-Konfliktes losgetreten worden. Zeitgenössische deutschsprachige SchriftstellerInnen haben sie jedenfalls nie erbeten, wie wahrscheinlich schon hinlänglich die Latte von Namen unter der *Frankfurter Erklärung* von 1996 beweist.** Aber gerade diese Fachleute wurden nun nicht etwa in die maßgeblichen Gremien der ReformerInnen gebeten. Vielleicht war die AkademikerInnenquote unter den SchriftstellerInnen noch zu niedrig.

Übrigens wird die Liste der UnterzeichnerInnen, aus alphabetischen Gründen, von Ilse Aichinger angeführt, die es allen (Schulbuch-)Verlagen ausdrücklich untersagte, ihre Texte für den Abdruck umzufrisieren. Ob sich die Verlage an dieses Verbot hielten und

halten, steht auf einem anderen Blatt. Ich kann es kaum überprüfen, weil ich seit Jahrzehnten keinen Zugang mehr zu unserem Schulsystem habe. Am besten, man schafft es ab, dann erübrigt sich auch die Frage, für welche Rechtschreibfehler unsere Schulen Strafanstalten sein sollen. Der St. Gallener Schullehrer Stefan Stirnemann wies 2013 auf Verfälschungen von »Klassikern« durch sogenannte renommierte Verlage hin.*** Die Stadtbücherei in Bad Dürrheim, Schwabenland, nahm im August 2015 auf Geheiß des Regierungspräsidiums eine deftige »Aussortierungsaktion« vor, bei der es nur noch erstaunt, daß die betreffenden, zu wenig gelesenen oder aber falsch geschriebenen Bücher nicht sofort auf einem Scheiterhaufen landeten. Im Zeichen des erwähnten Ost-West-Konfliktes könnte man sich hier auch an die Stalinisten erinnert fühlen, die nach jeder Kehrtwende in der Generallinie eine rückwirkende Umschreibung der Geschichtsbücher verordneten. Einige Werke brockten sich ihre Ächtung wegen ungebührlichen »Wordings« ein, weil in ihnen beispielsweise »Hexen« oder 10 oder 20 kleine »Negerlein« vorkamen. Aftershavelotion und Wording! Das ehrt die deutsche Sprache ohne Zweifel viel mehr als ein Neger. Solche hirnrissigen Zensurmaßnahmen fördern mit der Geschichtslosigkeit und Unselbstständigkeit die Dummheit. Sie entsprechen übrigens dem bekannten Verfahren, unliebsame Parteien, zum Beispiel faschistische, zu verbieten, statt den Geist oder die Wirtschaftsweise zu bekämpfen, von denen sie getragen werden.

Wen wundert es, wenn man selbstkritische Äußerungen im Lager der BefürworterInnen und VerwalterInnen der Reform mit der Lupe suchen muß. Bernd Busemann, damals Kultusminister in Niedersachsen, räumte im August 2004 in einer amtlichen Verlautbarung ein: »Sprache und Rechtschreibung sind etwas Fließendes, das man dem Volk nicht mit einem politischen Beschluss verordnen kann.« Er tat es immerhin pflichtschuldig mit Doppel-s. Johanna Wanka, damals Kultusministerin von Brandenburg, ließ sich Ende 2005 von *Spiegel*-Journalisten**** das Eingeständnis abringen: »Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.« Hans Zehetmair, damals bayerischer Kultusminister, machte sich kürzlich, in der *Zeit* 31/2015, sogar persönliche Vorwürfe. »Die Nation wäre nicht zerbrochen, wenn wir nichts gemacht hätten. Wir hatten und wir haben drängendere Probleme.« Doch das sind Ausnahmen. Am 16. November 2015 wies Albrecht Müller auf seinen *NachDenkSeiten* auf den Triumph der Tendenz in unseren westlichen »Demokratien« hin, weder für wichtige Entscheidungen breite Zustimmung zu suchen noch die sich häufenden Fehlentscheidungen in wichtigen Fragen auch nur ansatzweise zu kritisieren, nachdem sie sich als Schlag ins Wasser erwiesen haben, oder gar ihre TrägerInnen zu bestrafen. Ich glaube jedoch, Müller macht sich noch Illusionen.

Wenn er hier von »Fehlentscheidungen« spricht, liegt er falsch. Noch nie haben Herrschende zuungunsten des Volkes »Fehler« gemacht. Sie machen dies alles absichtlich. Riester wußte, wen er mit seiner Rente füttert, und Schröder/Fischer wußten, warum der Balkan mit Bomben zertrümmert werden muß. Wer von ihnen Selbstkritiken und Korrekturen erwartet, macht den Bock zum Gärtner. Und die Schafe schauen zu diesem Gärtner empor.

Sind wir schon bei Fehlern, möchte ich die Bemerkung wagen, auch so manche GegnerInnen der Rechtschreibreform waren und sind nicht gegen sie gefeit. So berufen sie sich auffällig oft auf die »Logik«. Friedrich Georg Jünger (*Sprache und Denken*, 1962) hat mir dagegen schon vor Jahren eingebläut, Sprache habe keine Logik. Vielmehr sei sie ein Gebilde, das alle Logik, alle Exaktheit und alle Widersprüche umfaßt. Weit davon entfernt, sie zu beseitigen, hilft sie »lediglich«, die Widersprüche aufzudecken. Wahr sind die Phänomene, nie dagegen ihre Namen. Eine Unterbindung mag etwas mit Fesselung zu tun haben; sie kann jedoch genauso gut oben stattfinden. Drei Jahrzehnte, und wir fänden die Oberbindung normal. Gewisse bellende Vierbeiner statt dog oder Matz Hund zu nennen, ist weder natürlich noch logisch oder unlogisch. Es verdankt sich vielmehr einer willkürlichen, wenn auch stets gewachsenen gesellschaftlichen Übereinkunft.

Eignet aber der Sprache keine Logik, dann auch deren Schreibung nicht. Das ist nur logisch. In einer Erläuterung zum Wort »tragisch« versichert mein antiquierter *Brockhaus* (Band 22 von 1993), es bedeute u.a. »schicksalhaft«. Mein sogar noch etwas älterer *Duden* (von 1983) schreibt dieses Wort jedoch *ohne* s, nämlich »schicksalhaft«. Man könnte vermuten, der damalige *Brockhaus*-Korrektor habe auf die Analogie mit »schicksalsgläubig« oder »schicksalsschwer« vertraut – zwei Wörter, die der genannte *Duden* in der Tat *mit* s schreibt. Alle drei Worte sind Adjektive und weisen nach dem fraglichen s oder nicht-s einen Konsonanten auf. Aber *Duden*, der alte, schreibt sie verschieden. Nun will ich nicht ausschließen, eifrig studierte Linguisten, Grammatiker oder SprachwissenschaftlerInnen wüßten hier eine Regel oder deren Ausnahme aus dem Hut zu zaubern, die auch diese Unregelmäßigkeit »logisch« erklärt. Alle Umtriebe dieser Art halte ich allerdings für von Doktorhüten gekrönte Haarspaltereien. Für mein Empfinden handelt es sich sowohl bei der Sprache wie beim Problem ihrer Schreibung um ein derart komplexes und letztlich unbegreifliches Phänomen, daß es sterblichen Menschen niemals gelingen wird, sie auf eine Weise handhabbar zu machen, die sogar Computer und Roboter begreifen. Das teilen Sprache und Schreibung natürlich mit vielen anderen Phänomenen. Gieße ich aber beispielsweise das Wort »Klima« und meinen Hohn

über die Weltreligion des 21. Jahrhunderts aus (die da *Kampf dem Klimawandel* heißt), komme ich niemals zum Ende. Oder ins Blatt.

Eine Abschweifung muß ich mir noch herausnehmen. Führte ich eben »dog oder Matz oder Hund« an – wo bleiben denn dann die Hündinnen, bitteschön? Auf meiner Webseite behauptete ich bereits 2012, es wäre um 1995 ungleich notwendiger gewesen, Tonnen an Schaffenskraft und viele Millionen DM in den Versuch zu stecken, das grammatische Defizit hinsichtlich der Rolle der Frau zu beheben oder wenigstens das Bewußtsein für dieses Defizit zu schärfen. In dieser Hinsicht herrscht bis zur Stunde tote Hose. Nie ist das im Grunde soziologische Problem der patriarchalen Durchseuchung der deutschen Sprache auch nur annähernd so rege diskutiert worden wie die sogenannte Rechtschreibreform. Aber der Wildwuchs mit allen furchtbaren Binnen-I's, Binnen-Unterstrichen oder Binnen-Löchern gedeiht, und wenn wir so weitermachen, sind wir im 22. Jahrhundert nicht bei der nächsten Weltreligion, vielmehr bei der absoluten Unlesbarkeit angekommen.

∞ Veröffentlicht 2016 im Online-Magazin *Telepolis*, leicht verbessert

* Heike Schmoll, <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/kommentar-chaos-im-schreiben-und-denken-13729172.html>, 1. August 2015

** <https://home.uni-leipzig.de/horst-rothe/rechtfra.htm>

*** Just Ossietzky bringt inzwischen (Nr. 11/2022, S. 364) auch Friedensworte, die Bertolt Brecht 1952 verfaßte, in reformierter Schreibweise.

**** Jan Fleischhauer / Christoph Schmitz, »Hit und Top, Tipp und Stopp«, Nr. 1/2006:

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45168987.html>

Nachträgliche Anmerkungen Zum eben verfluchten »Binnen-I«: Ich pflege in dieser Hinsicht einen persönlichen Kompromiß. Ich bringe das Binnen-I allenfalls in Wort-Situationen, wo es die gewohnte Grammatik nicht geradezu vergewaltigt und den Sprachfluß nicht furchtbar hemmt, und ich bringe es keineswegs mit Vollständigkeitsdrang, vielmehr lediglich, um immer mal wieder an »das andere Geschlecht« und die offene Frage seiner grammatischen Behandlung zu erinnern. Ich sage also unter Umständen »LehrerInnen«, niemals jedoch »LinguistInnen«.

Zur eingangs angeführten Tirade Heike Schmolls gegen die quasi-preußische Ministerialmanier, in der uns die »Reform« von der Kultusbürokratie verordnet wurde, passen ergänzend ein paar Sätze des Historikers und Essayisten Friedrich Dieckmann. Um 1790, bemerkt er in seinem Buch *Deutsche Daten* von 2009, hätten sich Verleger und Autoren »auf der Basis neuster Sprachwissenschaft« auf eine vereinheitlichte Rechtschreibung geeinigt, die sich in den folgenden 200 Jahren durchgesetzt und bewährt habe.

Diesem »Konsens der Zuständigen« – und nicht umgekehrt – seien die Schulen und Ämter gefolgt. Das umgekehrte, uns von den jüngsten »Reformern« zugemutete Vorgehen wäre, so Dieckmann, »nicht bei Spaniern, Franzosen oder Engländern – in keinem vergleichbaren Kulturvolk« möglich gewesen.

Aber den Deutschen, so wieder von mir, kann man ja sogar »Revolutionen« verordnen, wie uns Bismarck, Ebert und Gauck bewiesen haben.

Von Schuläden und Schuhbüchern Ob reformiert oder nicht – unsere Rechtschreibregeln sind grundsätzlich zum Lachen. Schreibt man das eigentlich groß oder klein? Allein zum »lachen/Lachen« bringt mein dickleibiger *Duden* (von 1983) Dutzende von Unterscheidungen, die man mühsam nachschlagen und erwägen muß.* Neulich versuchte ich die Geheimnisse der je nach »Fällen« und sonstwas unterschiedlichen Beugung (= Formveränderung) von Eigenschaftswörtern, etwa »groß / größer / des großen«, zu ergründen, wobei es, laut Heringer, *Grammatik und Stil*, Ffm 1989, auch noch mal »schwache«, mal »starke« Endungen (und, im Reihungsfalle, »parallele Deklinationen«) gibt – nach zwei Stunden strich ich meine Groß- und Kleinsegel. Ich begreife es einfach nicht. Es ist die Groteske der Zivilisation, der Ausdifferenzierung, der Feinschmeckerei. Auf meiner Schweinsblaseninsel würden sie sich vor Lachen am Boden wälzen, wenn einer oder eine der Inselchronik mit solchen Spitzfindigkeiten zu Leibe rücken wollte. Für die Päpste der Rechtschreibung, führende ReformgegnerInnen eingeschlossen, meistens LehrerInnen, ist die Groteske freilich Pfründe und narzißtischer Jungbrunnen. Bei denen hat die Rechtschreibung die Stelle der »überwundenen« Religion eingenommen. Vergölte man unseren Schülern und Schülerinnen allein die *Zeit*, die sie aufs Rechtschreiben verwenden, wären sie schon nicht mehr auf Bafög oder Hartz IV angewiesen. Nähme man auch Schadenersatz für all die Kopfschmerzen, Magenkrämpfe, Gewissensqualen hinzu, die sich der Undurchsichtigkeit der orthographischen Phänomene verdanken, hätten sie bereits das »Ruhegeld« eines Kultusministers oder doch wenigstens eines Lehrers, der mal vier Jahre im Bundestag absaß, im Sack.

Gewisse Vereinbarungen sind sicherlich unerlässlich, sonst läse der eine »Hütte«, der andere »Hüte«. Warum aber bekommt nur der Schuhladen einen sogenannten Dehnungslaut, nicht dagegen die Schule? Und aus welchem Grund sollte die Großschreibung beider Einrichtungen unerlässlich sein? Oder die sorgsame Unterscheidung zwischen »manch gutem« und »manch guten« Buch beziehungsweise Büchern, je nach Genus, Kasus, Numeri und so weiter? Oder die Pflicht, zwischen zwei durch »und«

verbundenen Hauptsätzen ein Komma zu setzen? Der einzige Grund kann die Forderung nach Verständlichkeit, Klarheit sein. Oder gäbe es weitere unabdingbare Gründe? Aber ich fürchte, mit jener Forderung mischt sich sofort das Bedürfnis nach Auslegung, Abgrenzung, Profilierung, poetischer Gestaltung usw. ein. Um diese Flut einzudämmen, bedarf es dann doch wieder des Katalogs oder Kanons, gerade wie in der Rechtsprechung, die sich bekanntlich unaufhaltsam aufbläht. Wahrscheinlich ist es ein Teufelskreis.

Jedenfalls in der deutschen Sprache, die bekanntlich zu den kompliziertesten Sprachen dieses Planeten zählt. Sind die Chinesen also weniger gebildet und feinfühlig als wir Nachfahren von Kaiser Wilhelm, Max Schmeling und Angela Merkel, soll doch das Chinesische wohltuend »flexionsarm« sein? Oder als die Briten, die, soweit ich weiß, bei den meisten Wörtern und Wortarten völlig auf Beugung verzichten? Bauen wir schnell einen Beispielsatz. »Sie stellte den Krug in den Schatten eines Baumes und griff erneut zu ihrer geliebten Sense. – She placed *the* pitcher in *the* shade of *a* tree and reached for *her* beloved scythe again.« Ja, das ist natürlich ärgerlich: wählen wir der Fairneß halber auch einen »Er«, müßten wir auch im Englischen nach ihrer/seiner Sense unterscheiden, also nach dem Geschlecht der handelnden Person. Wahrscheinlich ist der Beispielsatz ohnehin zu einfach. Man (!) hätte eine Miniatur aus meinem Reigen »Vor der Natur« nehmen sollen. Ich fürchte jedoch, bei Poetischem oder Philosophischem versagen meine Englischkenntnisse. Vom Esperanto ganz zu schweigen.

Man macht sich übrigens selten klar, wie künstlich bereits das »normale« Deutsche ist. Von Hause aus gab es gar keine deutsche Sprache. Zwischen Ostsee und den südtiroler Alpen wurden vielmehr zahlreiche germanische Mundarten gesprochen, die dem jeweiligen Fremden schlicht ein Rätsel waren. Noch heute ist ja eine Verständigung zwischen einem mecklenburgischen und einem allgäuer Bauern ohne Bemühung des »Hochdeutschen« oder eben des Englischen nahezu unmöglich. Im Zuge des Mittelalters und der anbrechenden Neuzeit wurden diese Dialekte durch das sogenannte Hochdeutsche wie durch eine frühe Dampfwalze plattgemacht. Das »durchaus künstlich konstruierte Idiom« des Hochdeutschen war ein Akt der Globalisierung und der Folter. Es führte Millionen germanische SchülerInnen geradewegs in die »Hölle der Rechtschreibung und Grammatik«, wie schon einer vor bald 90 Jahren fluchte.**

Mit meinem Ausflug ins Englische hat sich auch noch die leidige Geschlechterfrage in die kurze Erörterung eingeschlichen. Noch vor wenigen Jahrzehnten wurde der Deutsche nicht von ihr gequält. Der Schriftsteller und Kunstkritiker Karl Scheffler erwähnt in seinem 1946 veröffentlichten Lebensrückblick *Die fetten und die mageren Jahre*, zu Zeiten Kaiser Wilhelms habe im Berliner Westend von Freitag auf Samstag »jeder fünfte

Mann« das schmale braune Heft von Hardens Wochenschrift *Zukunft* in der Hand gehalten. Die emanzipierten Damen mit den kecken Pony- oder Pagenfrisuren hielten es vielleicht zwischen ihren Füßen. Im 1967 veröffentlichten Roman *Licht über weißen Felsen*, der in einem US-IndianerInnen-Reservat spielt, dürfen Farmerin Mary Booth »Ratsmann« für Ökonomie und Studentin Victoria »Dichter« werden, ohne sich den Widerspruch der Autorin Liselotte Welskopf-Henrich einzuhandeln. Sie lebte in der DDR. 1991 (Band 15) versichert der wiedervereinigte *Brockhaus* nebelhaft, Emmy Noether sei als »die bedeutendste Mathematikerin« des 20. Jahrhunderts anerkannt. Da dürfen wir rätseln, ob hier die männlichen Mathematiker schon einbezogen sind, was Noethers Bedeutung natürlich enorm erhöhte. Diesen Nebel darf sich heute zumindest in kritischen Kreisen keiner oder keine mehr leisten – und sei es, er oder sie mutierte dadurch zum Umstandskrämer oder zum steilen Zahn (Indianer- und MathematikerInnen).

∞ Verfaßt 2018

* Reformunwilligen empfehle ich alternativ Theodor Icklers in jeder Hinsicht schlankere *Normale Deutsche Rechtschreibung*, 5. Auflage St. Goar 2007

** Walther Borgius, *Die Schule – ein Frevel an der Jugend*, Berlin 1930, Teil II »Grundsätzliches«, Kapitel »Die deutsche Sprache«

Jazz richtig geschrieben Im Sommer 2006, nach 10 langen, mit zahlreichen, teils grotesken Bocksprüngen der Neuerer und erbittertem Widerstand der ReformgegnerInnen angefüllten Jahren, verkündete die Konferenz der deutschen KultusministerInnen das angeblich endgültige Regelwerk der nun reformierten deutschen Rechtschreibung. Seitdem lese ich grundsätzlich keine Bücher mehr, die den neuen Regeln gehorsam folgen. Übrigens gelten diese »lediglich« für Schulen und Behörden. Allerdings erwecken die ReformerInnen gern den Eindruck, sie hätten mit aller Gesetzeskraft gewirkt. In Wahrheit kann bislang kein Briefeschreiber oder Medienschaffender ins Gefängnis geworfen werden, weil er hartnäckig »unreformiert« schreibt. Das kommt erst noch.

Da ich kürzlich jedoch verlässliche Angaben zum Tode des Jazzmusikers Eberhard Bauschke benötigte, erwarb ich eine 2019 bei *Reclam* erschienene, umfangreiche Geschichte des deutschen Jazz, Autor Wolfram Knauer. Und einmal gekauft, studierte ich gleich das ganze Werk. Von daher muß ich wirklich sagen, ich war erstaunt, wie schmal sich der Unterschied zwischen dessen Orthografie und der von mir gepflogenen, »alten« Rechtschreibung ausnahm. Es scheint sich genau so zu verhalten, wie es der bayerische Reformgegner Friedrich Denk und einige MitstreiterInnen bereits am 1. Oktober 1996 –

obwohl ja gewisse Reform-Eskapaden erst in den folgenden Jahren noch mehrmals zurückgenommen worden sind – in einem Flugblatt feststellten: »Der Umfang der Rechtschreibreform ist lächerlich gering ... Von der ss-Regelung abgesehen, bleiben etwa 99,95 Prozent aller Buchstaben auf einer Textseite unverändert. Und dafür sollen wir über eine Milliarde DM bezahlen?«

In der Tat: Liest ein altmodischer Mensch wie ich achselzuckend über das harmlose ss-Gewimmel, voran *dass* und *muss*, hinweg, bleibt zum Ärgern kaum noch etwas übrig. Vor allem von den haarsträubenden, oft sinnentstellenden Groß- und Getrenntschrreibungen (zum Beispiel *wohl bekannt*) der anfänglichen Reformzeit kann ich in Knauers Buch so gut wie keinen Zipfel entdecken. Dasselbe gilt für die Komma-Setzung. Ferner muß ich für mich unvertraute Worte wie etwa *rau* oder *Tipp* geradezu mit der Lupe suchen. Vereinfacht gesagt, flog jene angebliche Milliarde also im wesentlichen für die Heysesche s-Schreibung (oft ss statt ß) aus dem Fenster, die sowieso immer umstritten war, falls ich mich nicht täusche.

Ein deutscher Kraut- und Rübenrat

Aufgrund dieser Lektüre dämmerte mir, es könnte inzwischen womöglich weitere Zurücknahmen durch den maßgeblichen *Rat für deutsche Rechtschreibung* oder eine vermehrte Rückkehr zu den um 2000 beliebten »Hausschreibungen« gegeben haben. Darauf deuten ja auch unübersehbare Unterschiede der Schreibung im Internet hin. So faßte ich mir ein Herz und bat *Reclam* um entsprechende Aufklärung. Die freundliche, sogar nahezu postwendend erfolgte Antwort durch einen Lektor des in Ditzingen bei Stuttgart sitzenden Verlages bestätigte meinen Verdacht. Spätestens seit 2006 stelle »eine doch weitreichende Auflösung der einheitlichen Schreibung« das wichtigste Ergebnis der Reform dar. »Bei Groß- und Klein-, Getrennt- und Zusammenschreibung, auch Komma-Setzung, wurde viel wieder freigegeben.« Angesichts dieser Situation hätten Verlage Hausregeln eingeführt. Bei *Reclam* gelte ein einfaches Prinzip: »Wenn Alternativen existieren, wählen wir die alte Rechtschreibung. Bei *Tipp* oder *rau* folgen wir der neuen Regelung, was wie bei der Heyseschen s-Schreibung unproblematisch ist, da anders als insbesondere bei der Getrennt-/Zusammenschreibung Sinndimensionen nicht tangiert sind.« Maßgeblich sei ja jetzt nicht mehr der *Duden*, sondern der bereits erwähnte *Rat für deutsche Rechtschreibung*. In kleinem Umfang habe es seit 2006 weitere Aktualisierungen gegeben, die auf dessen Website [<https://www.rechtschreibrat.com/>] dokumentiert seien. Mit freundlichen Grüßen ...

Für mein Gefühl stellt sich der *Rat* auf seiner Webseite recht anmaßend vor. Geradezu frech wird es aber, wenn er sich als »Garant für die Bewahrung der Einheitlichkeit der Rechtschreibung im deutschen Sprachraum« aufspielt – ist doch offensichtlich eher das Gegenteil der Fall, wenn die einst so straff gewünschten Zügel zunehmend gelockert werden. Damit geht die Tendenz nicht auf Vereinheitlichung, vielmehr Beliebigkeit. Laut einem 2016 verfaßten Gedenkartikel von Monika Dittrich [<https://www.goethe.de/ins/in/de/spr/mag/20802137.html>] wird die Beliebigkeit vom Germanisten Peter Schlobinski sogar als Vielfalt begrüßt. Man könne die Rechtschreibreform »jetzt mal abhaken«, habe der Hochschullehrer aus Hannover festgestellt. »Die Digitalisierung hat heute viel mehr Einfluss auf die Sprache als es die Rechtschreibreform je hatte.« Im Internet, das Schlobinski erforscht, gebe es einen ausgesprochen »experimentellen und kreativen Umgang mit Sprache«, und das sei durchaus positiv.

Das deckt sich doch wunderbar mit den jeweils maßgeschneiderten Alleingängen sogenannter Moderner LyrikerInnen oder dem persönlichen »Idiom«, das Musikwissenschaftler Knauer so an den Freejazzern schätzt. Jeder hat das Recht, am anderen vorbeizureden. Jeder darf dem anderen zeit- und nervenraubende Grübeleien darüber zumuten, was wohl mit gewissen Wortschöpfungen gemeint und beabsichtigt sei. Nach herkömmlicher Auffassung ist die Sprache allerdings der umfassendste Gemeinbesitz, den ein kapitalistisch-demokratisch verfaßtes Volk überhaupt haben kann. Er dient der Verständigung umso besser, je klarer, durchsichtiger und einheitlicher die gemeinsame Sprache ist.

Die Rettung der Staatsräson und der je persönlichen Pfründe

Neben der angeblichen Vereinfachung, die sich die Reformer auf die Fahnen geschrieben hatten, scheint also auch die Vereinheitlichung den Bach hinunter zu gehen. Das verblüfft freilich wenig, wenn man sich klarmacht, welche winzige Minderheit die ReformerInnen von Beginn an darstellten. Weder von Schriftstellern noch von Eltern schulpflichtiger Kinder war je ein dringender Reformbedarf angemeldet worden. Deshalb mußten die ReformerInnen tief in die Trickkiste greifen und mit vielen Täuschungen zu Werke gehen. Ihre Unternehmung war der Handstreich eines Häufleins von Fanatikern, ja sie war eine astreine Verschwörung. Dies alles wird in zwei wichtigen kritischen Arbeiten dargelegt und auch belegt, die Sie gegebenenfalls nachlesen sollten. Zum einen findet sich auf der Webseite *Scribus* der sachkundige Aufsatz eines anonymen Verfassers unter dem schlichten Titel *Bemerkungen zur deutschen Rechtschreibung*

[https://wiki.scribus.net/canvas/Grunds%C3%A4tzliche_Bemerkungen_zur_deutschen_Rechtschreibung

und ihrer Bedeutung f%C3%BCr dieses Wiki, Stand 2007]. Zum anderen legte Wolfgang Denk, ein Sohn des erwähnten bayerischen Reformgegners, Ende 2006 die Studie *10 Jahre Rechtschreibreform / Überlegungen zu einer Kosten-Nutzen-Analyse* vor. Mir ist eine Kopie dieser 135seitigen Münchener »Masterarbeit« freundlicherweise vom Vater geschickt worden.

Wolfgang Denks Kostenerwägungen widme ich mich im nächsten Abschnitt. Auf Seite 90 streift Denk eine zumindest streckenweise ekelhafte PR-Kampagne von Schulbuchverlagen im Jahr 1998. »Das Ganze nannte sich „Initiative für die Reform, für die Kinder“. Aus den ergreifenden Anzeigen („Der beste Grund für die Rechtschreibreform ist sechs und heißt Jan“, mit Foto vom sechsjährigen Jan) ging nicht hervor, wer sie finanzierte.« Da fallen mir unwillkürlich Steigerungen durch jüngere Werbemaßnahmen in Sachen Corona und Kriegsverüchtigung ein: Der Achtjährige wird sich leider am Tod seiner Großmutter mitschuldig fühlen, weil ihn seine Mutti nicht gegen Corona impfen ließ / Der 17jährige Gymnasiast wird in den Knast wandern, weil er einen werbenden Leutnant der Bundeswehr anpinkelte, der ihm Haß auf alle Russen einbläuen wollte.

Beide Arbeiten erwähnen nebenbei mehrere führende Reformbetreiber namentlich, die nichts Eiligeres zu tun hatten, als sich in der Eskapadenzeit eine Publikation, eine hilfreiche Handreichung zur jeweils neusten Regelung aus den Fingern zu saugen und so ihren Kontostand und ihr Ansehen in Fachkreisen zu erhöhen. Sie zählten also gleichfalls zu den Nutznießern der Reform. Ansonsten waren die HauptgewinnerInnen die großen Schulbuch- und Wörterbuchverlage. Literarische Verlage traf es eher schmerhaft, weil ihre umfangreichen »Backlist-Bücher« (Lagerbestände) jäh entwertet waren. Für die HauptgewinnerInnen wäre eine Rücknahme der Reform, die zunehmend gefordert wurde, katastrophal gewesen. Für immer mehr reformfreudige PolitikerInnen allerdings auch, hätten sie doch ihr berüchtigtes Gesicht verloren. Auf deutschem Boden gedeiht Selbstkritik noch schlechter als Ananas. Zu den ganz dünn gesäten Ausnahmen zählt Johanna Wanka, damals Kultusministerin von Brandenburg. Sie bekannte Ende 2005 im Gespräch mit Journalisten: »Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.« Das kann von jedem im *Spiegel* Nr. 1/2006 nachgelesen werden, online hier:

<https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-45168987.html>.

Jonglieren mit Milliarden – und Anschlägen auf der Tastatur

Was nun die volkswirtschaftlichen Kosten der Reform angeht, betont Denk jun. zunächst dreierlei. Erstens wurden sie von den Drahtziehern der Reform nie öffentlich erwogen,

später dann möglichst verharmlost. Die fehlende Abschätzung beklagte der Jurist Friedrich Kretschmer vom Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) nebenbei schon sehr früh, nämlich 1993. Es half aber nichts. Zweitens sind diese Kosten keineswegs »vorbei«; sie werden sich vielmehr noch über Jahre hinweg fortsetzen. Drittens seien alle psychologischen oder moralischen (die sogenannten »intangiblen«) Kosten natürlich besonders schwer zu erfassen, da kaum in Geld oder wenigstens in Arbeitsstunden ausdrückbar. Zuletzt geht Denk zahlreiche Sparten der Kosten durch, beispielsweise für Umschulungen von erwachsenen Bürgern und selbst für den beträchtlichen Zeitverlust durch *zwei* Anschläge beim Tippen der sehr häufigen Konjunktion *dass* (statt *daß*, wegen der s-Dopplung also), und kommt schließlich auf die recht eindrucksvolle Summe von *4,74 Milliarden Euro*.

»War dieser Verlust vorhersehbar?« fragt sich Denk. Seine Antwort: durchaus. Am 1. Oktober 1996 habe ein Mitarbeiter des Börsenvereins seinem Vater Friedrich auf der Frankfurter Buchmesse im Gespräch erklärt, nach internen Schätzungen des Börsenvereins werde die Reform 12 Milliarden DM an »volkswirtschaftlichem Verlust« erfahren, also sogar rund sechs Milliarden Euro.

Ich selber muß allerdings bekennen, mir kommen solche Kosten-Nutzen-Rechnungen, wie sie Denk jun. und ein paar andere durchführen, eher müßig vor. Schließlich ist doch klar, daß bei großangelegten Unternehmungen immer auch notwendig recht hohe Kosten entstehen, und im Kapitalismus sind sie gleich dreimal oder zwölfmal so hoch, damit leben wir seit vielen Jahrzehnten. Ungefähr die Hälfte der Kosten geht jeweils für Profite drauf. Diese kommen auch gern im Kleid von Subventionen oder Steuererleichterungen daher. Für die Beurteilung wesentlich dürfte jedoch die Sinnfrage sein. Hat eine Unternehmung Sinn, mehrt sie also die Zufriedenheit, das Glück oder wenigstens die Gesundheit der Betroffenen, wird sie von einer libertär verfaßten Zwerghrepublik auch dann in Angriff genommen, wenn sie unverhältnismäßig viele Arbeitsstunden und *drei* Tastatur-Anschläge bei auf s endenden Bindewörtern verschlingt. Und diese Frage nach Sinn oder Unsinn läßt sich wohl schon über den Daumen gepeilt abschätzen, bevor die Ärmel aufgekrempelt werden. Jeder, der kein Strohkopf mit Doktortitel war, konnte doch in den 1990er Jahren absehen: was diese FanatikerInnen da vorhaben, ist ein Schildbürgerstreich hoch Fünf. Das blasen wir schleunigst ab! Dafür widmen wir uns doch lieber der Frage, ob wir das Bindewort *dass/daß* in vielen Fällen *nicht überhaupt vermeiden könnten*. Darauf komme ich zurück.

Freilich wären ersatzweise auch neue Studien und Debatten über das betrübliche *Mitläufertum* denkbar, das die meisten BürgerInnen für ein rein nazistisches, von Joseph

Goebbels ausgehecktes Phänomen halten. Kein Paragraf und kein Polizeiknüppel zwangen um 2002 erst die *Frankfurter Rundschau*, dann die *Junge Welt* – und bald auch sämtliche sogenannten alternativen Internet-Medien dazu, sich der neuen Reformschreibung zu beugen. Sie taten es deshalb aus freien Stücken, statt den Widerstand zu organisieren oder zu stärken. Die Vorteile des Einschwenkens erschienen ihnen einfach zu verlockend. Vor allem war es bequem. So fielen sie um, wie sie es bereits beim Jugoslawienkrieg 1999 und dann später in der sogenannten lachhaften »Pandemie« erprobt oder beibehalten hatten.

Dr. Wasserzieher rät

Was das Doppel-s der Konjunktion *daß/dass* angeht, hätte Buchautor Wolfram Knauer übrigens deren auffallende Häufigkeit in seinem 500-Seiten-Text in der Tat beträchtlich mindern können, indem er viel seltener auf sie zurückgegriffen hätte. Das ist umso bedauerlicher, als er alternative Wege zur Umgehung der *dass*-Klippe durchaus »präsent« hat, um eins seiner Lieblingsfremdwörter vorzustellen. Er weigert sich aber, dieser ihm durchaus gegenwärtigen Einsicht in die *dass*-Problematik zu vertrauen, weil er lieber dem allgegenwärtigen Anschein folgt, wonach ein ordentlicher Text das problematische Bindewort auf 10 Seiten mindestens 25 mal zu bringen habe, damit ihn auch wirklich jeder ernst nehme. Also versichert uns Knauer, »dass den Musikern klar war, dass zum Jazz mehr gehört als Rhythmus, spezielle Instrumente und eine ungewöhnliche Instrumentenbehandlung, dass nämlich die Spannung vor allem aus den solistischen Beiträgen entspringt ...« (S. 49)

Mein radikaler Einsparungsvorschlag: *Gewiß war den Musikern klar, zum Jazz gehöre mehr als Rhythmus, spezielle Instrumente und eine ungewöhnliche Instrumentenbehandlung. Sie wußten, Spannung wird vor allem durch die solistischen Beiträge erzeugt.*

Sehr vielen »Rezipienten« scheint die häßliche *daß*-Lastigkeit unzähliger Texte allerdings kein Dorn im Auge zu sein. So will ich mich der Schützenhilfe des Sprachwissenschaftlers Dr. Ernst Wasserziehers bedienen, der uns 1920 mit einem schmalen, nicht gerade meisterhaft gebauten und geschriebenen Buch beglückte, das er *Schlechtes Deutsch* nannte. Ich besitze es in der »fünften, verbesserten Auflage, nach des Verfassers Tode besorgt von Prof. Dr. Paul Herthum«, Verlag Ferd. Dümmler, Berlin und Bonn 1930. Darin findet sich auf Seite 26 die Behauptung, ursprünglich seien die Wörter *das* und *daß* eins gewesen; sie hätten sich erst im 16. Jahrhundert geschieden. »Ich weiß, daß er kommt lautet eigentlich: *Ich weiß das, er kommt*; durch Verschiebung der Satzpause haben sich allmählich *das* und *daß* voneinander getrennt und sind nun im Sprachbewußtsein zwei

verschiedene Wörter.« Das gießt natürlich deftig Wasser auf meine Mühlen, heißt es doch, die Konjunktion *däß* sei noch vor wenigen Jahrhunderten so überflüssig wie entbehrlich gewesen. Diese Beschaffenheit darf man heute der ganzen jüngsten Rechtschreibreform bescheinigen.

Ich hoffe, Sie sind sensibel und entsprechend tangiert

Eigentlich ist mir Musikwissenschaftler Knauer durch flüssigen Satzbau und einen vergleichweise reichhaltigen Wortschatz zunächst eher angenehm aufgefallen. Er kennt sogar das Eigenschaftswort *verpönt*, das in Deutschland so gut wie verpönt ist, weil es nie im Fernsehen erscheint. Das hindert Knauer freilich nicht daran, uns Seite für Seite mit völlig überflüssigen Fremdwörtern zu bombardieren. Ich greife als Bruchteil nur heraus: diverse, faszinierend, quasi, oktroyiert, dezidiert, fokussiert, favorisiert. Zu seinen Rennern zählen die *Konnotationen*. Diese typisch akademische Vorliebe macht ihn mir also wieder recht *suspekt*.

Selbstverständlich ziehe ich nicht aus patriotischen, sondern aus zwei anderen Gründen gegen Fremdwörte zu Felde. Sie sind erstens unanschaulich, entsprechend undurchsichtig und wenig erhelltend. Bei gestandenen AkademikerInnen ist das vielleicht nicht der Fall, aber damit kommt der zweite Gesichtspunkt. Fremdwörte sind hochnäsig, dünnelhaft, einschüchternd. Während sie von den Eingeweihten auf Anhieb verstanden werden, bedeuten sie den anderen, wie dumm sie sind – die anderen.

Hätte jener *Reclam*-Lektor, der mir die aufschlußreichen (und nebenbei knapp und gut formulierten) Auskünfte gab, um meine Abneigung gewußt, hätte er es vielleicht vermieden, in seinem Brief von nicht tangierten Sinndimensionen zu sprechen. Tangiert heißt zum Beispiel, je nach Zusammenhang, *berührt*; Dimension *Umfang*.

Ich bat den Mann jedoch, die *Reclam*-SetzerInnen ausdrücklich lobend auf die Schultern zu klopfen, verstanden sie es doch ohne Ausnahme, in Knauers Buch die furchtbaren Einzeiler zu vermeiden, früher Hurenkinder und Schusterjungen genannt. Das hat inzwischen, soweit ich sehe, auf dem deutschen Buchmarkt großen Seltenheitswert.

Seien Sie stets neu und risikobereit

Laut Knauer (S. 180) meinte der schwedische Saxophonist Ingmar Glanzelius zu seiner Bebop- und Cool Jazz-Zeit später: »Waren wir einfach nur trendy und versuchten die neueste Mode mitzumachen? Ich weiß es wirklich nicht. Wir lebten in Göteborg und wollten besser sein als die Stockholmer, *neuer und risikobereiter* [Hervorhebung von mir]. Aber

vielleicht war uns auch bewusst, dass wir Parkers Musik nie mit Saft und Kraft würden füllen können.«

Die moderne »Neuerungssucht« (Wasserzieher) des zweibeinigen Vollidioten ist nicht mehr auszurotten, und sowohl die Auswüchse jüngster U- oder E-Musik als auch die Rechtschreibreform sind ja ausgezeichnete Beispiele dafür. Der Biochemiker und nebenbei glänzende Essayist Erwin Chargaff darf wohl froh sein, wenn ihn die Rechtschreibreform nur noch anflugweise *tangieren* konnte. Vor knapp 30 Jahren brachte die *Berliner Zeitung* ein Gespräch Mathias Greffraths mit ihm (»Nichts verschwindet in der Welt«, 5./6. Juli 1997). Darin behauptet der greise Skeptiker, Ziel aller Leute, die an den Genen herumpfuschten, sei »die Abschaffung des Todes« – und das sei »die sicherste Methode, die Spezies auszurotten«. Leitend sei die »sture Angst« des Menschen. Gegen sie wende sich überhaupt die »Sucht nach Innovation«, die im voll entfalteten Kapitalismus zu beobachten sei; »die Notwendigkeit, ständig Neues zu finden.« Das leuchtet wohl ein, steht doch vorm Tod das Altern. Dieses erscheint in erheblich milderem Licht, wenn ich mir jedes Jahr das blinkende neuste VW-Golf-Modell kaufe.

Insofern reichen die Wurzeln des Neuigkeitswahns sicherlich bis in die Altsteinzeit, obwohl das Rad noch gar nicht erfunden worden war. Nebenbei sollte man auch auf die »Affinität« zwischen dem postmodernen Selbsterfahrungsjazz und der sogenannten *Neuen Musik* hinweisen, und Knauer tut es selbstverständlich. Ein düümmerer Spartenname für die »klassischen« Zertrümmerer der Melodie und Harmonik und damit der musikalischen Gestalt war anscheinend nirgends zu haben. Sollten unsere Enkel den Zusammenbruch des Kapitalismus überleben, werden sie für die gesamte Moderne Kunst Irrenhäuser nach Art der Museen errichten. Eintritt kostenlos.

Mit solchen Ausfällen will ich keineswegs die Langweile verharmlosen. Hat einer die Ragtimes von Scott Joplin oder das Dixilandprogramm von Tuba Skinny in drei Monaten schon zum dreißigsten Mal gehört, hängen sie ihm sicherlich verständlicherweise zum Halse heraus. Was tut er also? Er steigt auf Hardbop, Free Jazz, Tannenhäherschnarren und was noch alles erfindbar sein mag um. Nur auf die Idee, vielleicht einfach mal weniger oft Musik zu hören und in die angesagten »Konzerte« zu rennen, zum Beispiel nur halb so oft, kommt er so gut wie nie. Für ihn ist Musikgenuss so »alternativlos« wie die Rechtschreibreform oder der Russenhaß. Ihm ist durchaus klar, wenn jetzt alle Welt einschneidend weniger oft Musik hören würde, bräche sofort die halbe globale Kulturindustrie zusammen. Und wer weiß, ob am Ende nicht sogar tatsächlich der ganze Kapitalismus zusammenbräche. Wer will das schon, da wir ihm doch soviel verdanken, beispielsweise die Tanzmusik und die Suchroboter. Schauen Sie zum Beispiel einmal nach Willem

Breukers *Amsterdam Rhapsody Overture*, falls Sie von meinen Ausführungen überanstrengt worden sind. Es handelt sich um Titel 1 des Albums *Willem Breuker Kollektief*, 1984, rund 10 Minuten – beispielsweise hier: <https://www.youtube.com/watch?v=LonqYqBxoIM>.

Mein Papagei Schröter schimpft allerdings, vielleicht hätte man die Milliarden für immer neue Musik und Rechtschreibung besser in die Forschung und Debatte der Frage gesteckt, was sich unter Umständen *an die Stelle* des Kapitalismus setzen ließe. Jene Irrenhäuser tun es ja nun wirklich nicht.

∞ Verfaßt 2025

Reform(ismus)

Der gelernte Gärtner und städtische Beamte in Wien **Franz Siller** (1893–1924) war ein Pionier der dortigen Kleingartenbewegung. Jetzt wurde jedes brach liegende Fleckchen zwischen den Miets- und anderen Kasernen von einigen, hungernden Kriegsverehrten mit Rosenkohl bepflanzt oder mit Kaninchen bevölkert. Leider soll Aktivist Siller selber herzkrank gewesen sein. Wahrscheinlich starb er, bereits mit 30, in einem Wiener Krankenhaus. Man hat ihn mit etlichen Denkmälern geehrt, dafür jedoch mit Einzelheiten seines Lebenswandels ausgesprochen gezeigt. Über meinen ungefähr gleichaltrigen Großvater Heinrich weiß ich zum Beispiel beträchtlich mehr. Auch er, im Brotberuf Naturkunde- und Werklehrer an der Bettenhäuser Volksschule (in Kassel-Ost), war leidenschaftlicher Schrebergärtner, allerdings weder Karnickelmäster noch Imker. Ich aß sein Gemüse durchaus gern. Ich schmökerte auch gern im Grase liegend unter seinem Pflaumenbaum, falls er mich nicht zum Unkrautjäten abkommandierte. Auf dem Balkan um 1943 hatte er, als Hauptmann, eine Kolonne der »Brückenbaupioniere« unter sich. Ja, ich glaube, so hieß die Schar, die ihm treu ergeben war. In der Kirchen-, Kapital-, Staats- und Reformfrömmigkeit bin ich ihm aber nie gefolgt. Das sollte ich vielleicht kurz erläutern.

Was soll das, eine riesige unwirtliche Stadt auch noch mit Kleingärten zu pflastern, damit man es nur umso länger in ihr aushält? So ein aufgeblähter Unfug gehört sofort aufgelöst: unübersichtlich, ungesund, unwirtschaftlich, unmenschlich, wie er doch zweifellos ist. Man merkt es schon, hier scheint die uralte Streitfrage *Reform oder Revolution?* auf. Radikale wie ich verdammen »Sozialklempnerei«, weil diese die Errichtung freiheitlicher, gerechter und friedlicher gesellschaftlicher Verhältnisse

garantiert verhindert. Das haben uns zahlreiche *USPDs* jeglicher Sorte oder Farbe seit Sillers Geburtszeit tausende von Malen bewiesen. Stets versichern sie, eine ganze Stadt aufzulösen oder das Geld oder den Krieg abzuschaffen, lasse sich leider nicht über nacht bewerkstelligen. Fangen wir also klein an, mein Freund – irgendwann schlägt die Quantität in Qualität um, das haben schon Marx und Engels gewußt. Einige Dutzend Kleingärten nebeneinander drängen mit Macht zum Paradies. Bis dahin reibt sich das Kabinett von Kapitals Gnaden bei jeder Eröffnung einer neuen Kleingartenkolonie, Suppenküche oder »Tafel«, an der unsere *Hartz-IV-EmpfängerInnen* abgespeist werden, die Hände, weil es auf diese Weise Millionen »sparen« kann, die es umgehend europäischen oder nordamerikanischen Agrarkonzernen in den Rachen schmeißt, als »Subventionen«, wegen der Bedürftigkeit dieser Unternehmen. Und siehe da, der Kleine Mann dankt es dem Kabinett auch noch, preist die Wohlfahrt im Lande und spart für das nächstschnellere Auto.

Das Gegenteil der absolut raren Radikalen sind also die Reformisten. Aber auch von denen gibt es zwei Sorten. Die Profis unter ihnen, Leute wie Joschka Fischer, Bodo Ramelow, Sahra Wagenknecht, sind viel zu gebildet und scharfsinnig, um nicht zu wissen, wie sehr ihr Reformwerk am gegebenen Herrschaftssystem der Sanierung des gegebenen Herrschaftssystems gleichkommt. Das finden sie freilich gerade gut so. Nur *wir* finden es nicht so gut, und deshalb bequasseln oder betrügen sie uns nach Strich und Faden. Dagegen meinen es die Amateure unter den Reformisten wirklich ehrlich. Solche habe ich in vielen Familien und leider auch in etlichen anarchistischen Kommunen angetroffen. Bei ihnen handelt es sich um herzenswarme Menschen, die sich meiner Argumentation verschließen müssen. Sie erreicht sie nicht. Diese MitbürgerInnen können nicht anders, als zu lieben, zu helfen, Not zu lindern, sobald sie sich blicken läßt. Für sie ist nicht das herrschende System zynisch, vielmehr meine Argumentation.

∞ Verfaßt 2022

Wie *Brockhaus* wahrscheinlich nicht ohne Hintergedanken betont, war der Thüringer **Ernst Abbe** (1840–1905) nicht nur Physiker, sondern auch »Sozialreformer«. Er bescherte den Proletariern der Jenaer Linsenschleiferei *Zeiss* beispielsweise Urlaubsgeld, Gewinnbeteiligung, Pensionsberechtigung und Arbeitszeitverkürzung auf acht Stunden. Allerdings deutet *Brockhaus* den Hintergedanken erst in Band 18 an. Dort heißt es unter dem Stichwort *Reform*, es stelle den »Gegenbegriff zu Revolution« dar. Staatliche Reformpolitik verfolge in der Regel das Ziel, ein bestehendes politisches System an

veränderte politische oder gesellschaftliche Bedingungen »anzupassen«. Ja, bei »Anpassung« klingelt es in meinem Kopf immer, das ist antrainiert. Da sich die gesellschaftlichen Bedingungen insbesondere in der Moderne häufig, dazu beschleunigt wandeln, wimmelt der Planet seit rund 250 Jahren geradezu von Sozialreformern, jedenfalls in Europa und Nordamerika. Das Ergebnis sehen wir heute: der Kapitalismus und die Herrschaft von sogenannten Eliten sind einfach nicht totzukriegen, da helfen alle Hungersnöte, Krisen und Kriege nichts. Ganz im Gegenteil.

Blicke ich aus dem Fenster auf meine verwilderten Obstbäume, dämmert mir, daß ich selber nie das Zeug zum Sozialreformer hätte. Man muß diese Bäume lieben. Man muß ihnen Licht und Luft verschaffen. Man muß sie gießen, düngen und geschickt beschneiden, am besten mit Scheren, die in jeder Saison anders lackiert sind, denn das Rotgrün wird auf die Dauer langweilig. Nur eins dürfen Sie nicht: ihre Wurzeln im Privateigentum an Produktionsmitteln antasten, sonst gehen sie ein. Schon das Besprühen oft nützlicher Parasiten, wie zum Beispiel GroßhändlerInnen, Mietskasernenbetreiber und Millionenerben, wäre zu gefährlich.

Ein interessanter Reformer war übrigens schon der persische Schah **Abbas I., der Große** (1571–1629), wie *Brockhaus* nicht verschweigt. »Reformen des Heeres und des Steuerwesens ermöglichten es ihm, eine Zusammenfassung der Macht auf Kosten der regionalen Kräfte durchzusetzen.« Schon dieser Wüstenscheich war sich demnach darüber im Klaren, »Reform« klingt immer sehr gut. Es klingt nach Befreiung von Lasten und nach allgemeiner Volksbeglückung. Deshalb findet man in der Postmoderne kaum ein Hüllwort, das breiter gestreut wäre.

∞ Verfaßt 2023

Siehe auch → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (Manifest) → Bratt Alfred (Maggi-Würfel) → Corona, Schauermärchen (Sozialklempnerei) → Demokratie, Übelchen → Fundamentalismus → Musik, Impfung gegen R. → Recht, Kamine (linke Prozeßlust) → Spanienkrieg, Iberien (weltweite Popelei)

Religion

Die Inselgruppe **Nikobaren** (22 Inseln, davon 12 bewohnt) erstreckt sich ziemlich ausgedehnt im östlichen Golf von Bengalen, und zwar gar nicht so weit von Kuala Lumpur, Malaysia, entfernt. Sie gehört jedoch zu Indien. Hoffentlich wurde jene *Boeing* von 2014

nicht gerade dort versteckt, sonst kommen gar keine Touristen mehr. Neuerdings, wie behauptet wird, hat die Inselgruppe auch unter Springfluten und Erdbeben zu leiden. Vielleicht hilft beten. *Brockhaus* meint, die Nikobarer, ursprünglich animistisch gestimmte Landwirte und Fischer, seien schon scharenweise zum Christentum übergetreten, also nicht etwa zum Islam. Na, Gott, wer zuerst kommt, malt zuerst: das waren zwischen 1600 und 1800 die mit Kanonen und Missionaren bestückten Schiffe der Portugiesen, Briten und Dänen.

Den Animismus kennt vielleicht nicht jeder. Nach *Brockhaus* Band 1 bezeichnet das Wort die mutmaßliche oder offensichtliche Angewohnheit vieler Naturvölker, sich alle Welt beseelt vorzustellen, also auch Hängebauchschweine, Mangroven und Buschmesser. Daraus hätten sich dann verhältnismäßig eigenständige Geister, Dämonen, vielleicht auch Götter entpuppt. Natürlich war es geraten, sich mit diesen Wesen möglichst gutzustellen, erwiesen sie sich doch als erstaunlich wirkmächtig, vor allem, weil sie unsichtbar waren. In der christlichen Ära vereinfachte sich die Angelegenheit. Christus am Kreuz konnte jeder anfassen – und sogar essen, solange die Schiffsbäuche Abendmahlsoblaten lieferten.

Ich bemerke nur nebenbei: Rund um die beliebte »Seele« haben Theologen, Philosophen und Pädagogen sicherlich schon Tausende von Schiffsladungen voll Abhandlungen und Ratschläge verfaßt, aber noch keiner von ihnen hat die »Seele« jemals gesehen. Deshalb befragt man diese Gelehrten auch durchweg vergeblich danach, um was es sich bei der »Seele« eigentlich handele. In der Postmoderne wurde auch diese Angelegenheit vereinfacht, indem man die »Seele« in die »Psyche« oder ins sogenannte Bewußtsein verschob – somit in Vermögen, die kein vernünftiger, aufgeklärter Mensch bestreiten wird. Für die »alternativ« gestimmten Aufgeklärten ist das jetzt alles eine Banane, nämlich der ausgedehnte Bereich des »Spirituellen«. Auch dieses, das Spirituelle, läßt sich zwar nach wie vor schwer beobachten, dafür aber umso leichter manipulieren.

≈ Verfaßt 2024

Riesen Ich habe mich entschlossen, in zwei gesonderten Abschnitten noch die Themen »Mythologie« und »Sozial- und Liebesleben« der InsulanerInnen zu behandeln. Dabei droht meiner Mythologie sicherlich der händereibende Vorwurf, mit ihr säße ich genau dem Größenkult auf, den ich sonst bei jeder Gelegenheit verdamte. Darauf erwidere ich: eine andere Mythologie ist gar nicht denkbar. Der Mensch wird sich immer verloren vorkommen, wenn er sich eines Tages in eine ihm völlig überlegene Welt geworfen sieht, deren Sinn ihm niemand verrät. Hier wird er Verzweiflung und Verkrüppelung nur durch

die Erklärung vermeiden können, schließlich sei er an diesem Schicksal nicht schuld. »Finstere Mächte haben uns hier hineingestoßen«, sagt er dann zu seinesgleichen, »aber das heißt ja noch lange nicht, daß wir das üble Riesen-Zwerge-Spiel auf Erden ebenfalls pflegen. Stimmt ihr mir zu?« Übrigens hat dieses Spiel in unser aller Kinderstuben begonnen. Alain baute seine Studie über *Die Götter* auf der verblüffenden Beobachtung auf, plötzlich seien an unseren Wiegen mehrmals täglich Riesinnen aufgetaucht – mal strahlend, mal strafend. Das waren unsere Mütter. Dieser Vorgang hatte natürlich auch die Leute auf der Schweinsblaseninsel nicht verschont. Ihre Mythologie wurde Mark eines Tages von der jungen Insulanerin J. mit den folgenden Worten vorgestellt.

Es gibt zwei Welten, zwei benachbarte: eine feste und eine flüssige. Beide sind riesig, aber nur in der festen Welt leben Riesen. *Gewitter* zeigt eine Orgie der Riesen an. Ihre Weiber senden aus ihren Scheiden Blitze, um ihre Bereitschaft und ihre Standorte zu bekunden. Darauf schlagen die Kerle ihre Penise an Bäume, daß es nur so donnert. Nun wissen die Weiber: aha, sie kommen.

In grauer Vorzeit standen da so ein paar Riesen zusammen auf einem Berg nahe der Grenze, blickten über das endlose Wasser und seufzten: »Mein Gott, das ist ja furchtbar, diese Einöde, da wird man ums Haar schwermüdig, wenn man da immer draufgucken muß, ohne den geringsten freudigen Anhaltspunkt zu haben!« Deshalb kamen sie überein, wenigstens ein bißchen Abhilfe zu schaffen. Der Stärkste von ihnen nahm einen Klumpen vom Berg und warf ihn mit aller Kraft hinaus, so weit er konnte. Aus diesem Klumpen erwuchs das, was du Insel nennst, mein lieber Mark. Und weil er den Klumpen vorher in seinen Atemstrom gehalten hatte, erwuchsen dem Klumpen wiederum das, was man möglicherweise Zwerge nennen könnte, obwohl es eigentlich überflüssig ist. Das waren also wir, die BewohnerInnen der Insel. Nun sind wir zwar durchaus keine Zwerge, aber es stimmt, unser Land ist klein. Deshalb warf damals eine Riesin eine Ovarianuß hinter dem Klumpen her. Aus dieser Nuß sprießten dann die schönen und nützlichen Sträucher, die du ja inzwischen kennst und zu schätzen weißt. Indem sich unsere Männer und Frauen von Anbeginn der Ovarianuß bedienten, wenn sie keine Kinder zu machen wünschten, blieb die Inselbevölkerung immer schön klein. Denn es wäre ja Wahnsinn gewesen, in einem fort Kinder aufs Land zu setzen, daß sie sich schon bald auf die Füße treten und um den letzten Bissen Hasenkeule oder die letzte Kartoffel prügeln.

Die Riesen schicken täglich die Sonne. Aus Dankbarkeit wurde ihnen deshalb vorzeiten ein hübsches Relief in jenen dir bekannten mächtigen Granitfelsen gehauen, der nach Osten geht. Abends holen die Riesen die Sonne immer wieder zurück, indem sie ihre Unterwasserangel einziehen. Das Relief soll den lachenden Reichtum der Insel andeuten,

falls du es noch nicht erkannt hast, mein Schatz. Es muß aber wegen der Witterungseinflüsse regelmäßig aufpoliert werden, damit es weiterhin schön spiegelt und also von den Riesen gesehen und genossen wird. Dieser eher unaufwendige, aber nicht ganz ungefährliche Ehrendienst an der Reliefwand ist ausgesprochen beliebt. Er wird auch als Auszeichnung verstanden. Bei den halbjährlichen Bootswettkämpfen unserer Kerle wird er zuweilen als Preis vergeben.

Soweit J. zur Mythologie. Ich füge noch ein paar Bemerkungen zur Frage des Totenkultes und der Rechtspflege hinzu. Durch sie läßt sich nebenbei unterstreichen, daß sich die InsulanerInnen, Riesen hin und Riesen her, über das, was die abendländischen Philosophen mit Bierernst meist »Jenseits« nannten, eher lustig machen. Sie haben nämlich gar keine nennenswerten Jenseitsvorstellungen. Wozu auch? Das Land ist gut, und einer Hölle bedarf es ebensowenig, weil just bei Lebzeiten gebüßt wird, falls jemand unrecht tat. Die Hauptbuße besteht darin, das Unrecht wieder gut zu machen, soweit möglich, und weiterem Unrecht vorzubeugen. Prügel- und (aufwendige) Gefängnisstrafen gibt es nicht. Jeder Häftling würde sich in einem Gefängnis sowieso umgehend umbringen. Bei schweren Vergehen und Uneinsichtigkeit beziehungsweise Wiederholungsgefahr wird der Täter getötet. Dadurch wird unter anderem verhindert, daß er seine Anlagen vererbt. Hat er (oder sie) bereits Kinder, werden wohl auch diese getötet, aus demselben Grund, und nicht etwa wegen Sippenhaftung. Hinrichtungen haben, wie alles, nicht den geringsten sadistischen Zug.

Über das Jenseits, das Geschick nach dem Tode, läßt sich also nichts Genaues sagen. Dummerweise schließt das die Unkenntnis darin ein, ob oder was Leichen empfinden. Deshalb hat es sich, für alle Fälle, auf der Insel eingebürgert, die Leichen so kurz und schmerzlos wie möglich zu beseitigen. Sie werden mit brennbarer Flüssigkeit überschüttet und in ein prasselndes Feuer geworfen. Gedenkstätten gibt es nicht. Die aktuellen Toten werden auf den Vollversammlungen erwähnt, bis der nächste Insulaner gestorben ist.

Das Wort »töten« kommt in der Inselsprache nicht vor. Für die Jagdbeute hat man ein anderes Wort. Ist es hin und wieder unumgänglich, einen Insulaner zu töten, wird ihm, schweren Herzens, »das Leben genommen«. So kam einmal ein Insulaner vor, der von Wahnsinn und Tobsucht befallen wurde. Nachdem er, gefesselt, drei Tage geschrieen hatte, entschloß sich der genervte Konsens, ihn zu töten. Das wurde mit allerlei Bitten um Entschuldigung und Büßmaßnahmen vergolten. Alles in allem dürfte sich freilich schon deutlich gezeigt haben: Wie sie von keinem König oder Kapitalisten beherrscht werden, stehen die SchweinsblaseninsulanerInnen auch nicht unter der Knute ihrer eigenen

Ängste. Es sind »unverkrampfte« und »gradlinige« Leute, wie Mark sich einmal ausdrückte. Das dürften sie nicht unerheblich der Tradition ihres Sozial- und Liebesliebens verdanken [→ Erziehung, Schweinsblaseninsel].

∞ Teil der *Schweinsblaseninsel*-Skizze, 2017

Siehe auch → Anthroposophie → Erziehung, Jungschar + Wolfsschlucht → Gandhi, Shrimad (Nachsicht mit Frommen) → Kapp (spiritueller Autor) → Kirche → Ritter C (spirituelle Polarreisende) → Blog R.: *Tamera* in Portugal (Kommune) sowie *Vor der Natur*, Lichtenberg (Gewitter)

Vom prominenten deutschen Erzähler **Erich Maria Remarque** (1898–1970) stellt *Brockhaus* zunächst seinen »Welterfolg« *Im Westen nichts Neues* heraus, erschienen 1929. Der Antikriegsroman wurde bislang in mindestens 50 Sprachen übersetzt. Mein Lieblingsbuch von dem Villenbesitzer im schweizer Tessin heißt jedoch *Die Nacht von Lissabon*. Ich sage das, obwohl mir die titelgebende Nacht (des Jahres 1942) entschieden zu lang vorkommt. Aber dazu später.

Dieser Roman von 1962 spielt also im Zweiten Weltkrieg. Im Kern geht es darin um die abenteuerliche und anrührende Rettung einer Ehe, die andernfalls im Mittelmaß versunken wäre. Ein deutscher, antifaschistisch gestimmter Flüchtling in Paris hat einige Zeit vor besagter Nacht den Paß eines verstorbenen Österreichers ergattert, dazu etwas Geld und ein paar wertvolle Zeichnungen. Nun heißt er Josef Schwarz. Plötzlich ergreift den Mittvierziger die verrückte Idee, mit Hilfe dieser Ausstattung den umgekehrten Weg anzutreten, nämlich nach Osnabrück, also ins faschistische Deutschland und damit in die Höhle des Löwen. Dort ließ er vor Jahren seine Gattin Helen zurück. Man spürt, er hängt noch an ihr; die Trennung ist unbewältigt. Er redet sich ein, es gehe lediglich um einen Besuch. In der Tat gelingt ihm die gefahrvolle Einreise. Das Paar findet gleichsam über nacht zu neuer Nähe. Als Schwarz seine Rückreise vorbereitet, eröffnet ihm Helen, sie werde ihn begleiten. Sie will dem »Dritten Reich« die Treue aufkündigen, obwohl ihr Bruder Georg bereits »Obersturmbannführer« ist, Georg Jürgens. Eben dieser Nazi setzt dem Paar in der Folge hartnäckig zu. Nach der Besetzung Frankreichs durch die Deutschen gelingt es ihm sogar, seine abtrünnige Schwester und den ihm verhassten Schwager in Marseille aufzuspüren. Schwarz wird gequält und gedemütigt, kann Jürgens jedoch auf einer Autofahrt mit Hilfe einer Rasierklinge töten. Das Paar nutzt die schicke Nazi-Limousine gleich zur Weiterfahrt nach Lissabon. Schwarz hofft auf Ausreise nach den USA

und die dazu erforderlichen Visa. Inzwischen erhärten sich freilich wiederholte Andeutungen, wonach Helen schwer erkrankt ist. Offenbar wird sie unaufhaltsam von Krebsgeschwüren zerfressen. Sie droht zu verfaulen und übel zu »riechen«. Während Schwarz nach den Visa jagt, bringt sie sich deshalb, auch Josef zuliebe, in einer Lissaboner Absteige rechtzeitig um. Schwarz ist natürlich erschüttert. Er erwägt den Gang in die Fremdenlegion, um die Nazis vielleicht in Afrika oder sonstwo zu bekämpfen. Soweit die eigentliche Geschichte.

Um nicht als »Illegaler« aufzufliegen oder auch nur zwecks Beruhigung der Nerven hatte sich so mancher Flüchtling gern im Pariser *Louvre* aufgehalten, bei den berühmten Gemälden und Skulpturen. Papiere waren in der damaligen Barbarei der »malenden Tierrasse« alles. Ohne korrekte Papiere galt der Mensch keinen Pfifferling. Jetzt, auf der sommerlichen Flucht vor Wehrmacht und Gestapo, finden Josef und Helen am ehsten Zuflucht in der Natur. Sie verlangte weder Paß noch Arierausweis. »Sie gab und nahm, aber sie war unpersönlich, und das war wie eine Medizin.« (S. 202) Eine Zeitlang kann sich das Paar in einer verlassenen Waldvilla verstecken. Neben gut verkorkten Weinflaschen findet Helen alte Kleider, Masken und Kerzen und regt eine gespenstische Kostümparty an, die mit Gelächter endet. Auch dazu bedarf es keiner Personalpapiere. Im Grunde ringen die beiden den äußerst widrigen Umständen, trotz verschiedener Gefängnis- oder Lageraufenthalte und Helens tödlicher Krankheit, einen Sieg ab. In Osnabrück dagegen hätten sie, mit Helens Worten, jede Wette nur ein »mittelmäßiges, langweiliges« Leben geführt, die jährliche »Urlaubsreise« eingeschlossen. Deshalb bereuen sie ihren Ausbruch nicht (220).

Remarque erzählt die Geschichte durchaus fesselnd, anschaulich und, für mein Empfinden, auch unsentimental. Die oben angedeutete, mich verärgende Streckung geht überwiegend aufs Konto der zeittypischen »Rahmenhandlung«. Das war damals modern. Remarque mußte unbedingt einen gleichfalls auf die Ausreise hoffenden Ich-Erzähler bemühen, dem Schwarz, nach Helens Begräbnis, die ganze Geschichte im Laufe der Nacht in verschiedenen Lissaboner Kneipen häppchenweise unterbreitet. Diese Konstruktion ist völlig überflüssig, da der konturlose Ich-Erzähler bis zum Ende weniger als ein Abklatsch von Schwarz bleibt. Es genügt, wenn er zwei Ohren hat und ab und zu bestätigend nickt. Zu Spannung oder Erkenntnis trägt die »Rahmenhandlung« nicht das Geringste bei, im Gegenteil: sie sorgt für die lähmende Länge. Selbst vor wiederholten banalen Streiflichtern aus Lissabons Nachtleben schreckt Remarque nicht zurück, um seine Geschichte tüchtig zu strecken. Triftigere Aussagen, die er hier und dort in das Kneipengespräch einflicht, etwa über Verfolgung und Vergänglichkeit, hätte er ohne Zweifel genausogut beziehungsweise

besser in Schwarzens Geschichte einbauen können. Aber dann wäre der Roman »zu einfach« ausgefallen – und eben zu kurz. Der Verleger nimmt dem Romancier die Geschichte nur ab, wenn er sie vielfach »gebrochen«, also durch Streuung von Splitterhäufchen und Ameisenstraßen hinreichend aufgeblasen hat. Meine Bertelsmann-Lesering-Ausgabe (o. J.) hat rund 280, nicht sehr eng bedruckte Seiten. Als Lektor hätte ich daraus vielleicht 180 gemacht.

In der Tat wollte ich es Anfang 2023 wissen. Gerade unschlüssig, welches Schreibprojekt ich aus meinem Eisschrank ziehen sollte, warf ich mich jäh auf Remarques Roman. Ich benötigte keine drei Wochen, um das Werk auf rund 100 Manuskriptseiten zu stutzen. Die »Rahmenhandlung« flog selbstverständlich hinaus. Ferner berichtigte ich etliche kleinere stilistische und dramaturgische Mängel. Zurück blieb ein, wie ich glaube, temporeicher, enorm spannender Text, der Remarques heutige Erben womöglich in wutschnaubende Stiere verwandeln würde, falls sie ihn zu Gesicht bekämen. Die Nagelprobe darauf könnte ich aber frühstens im Jahr 2040 machen, soweit ich das Urheberrecht kenne (70 Jahre Schutz ab Tod des Autors). Möglicherweise lebe ich dann gar nicht mehr. Das wäre Pech – aber meinen Spaß mit der »Verhunzung« habe ich jedenfalls gehabt.

Remarque starb schon mit 72, angeblich an dem gern bemühten gummihafte »Herzversagen«. Da hatten ihm also die ganzen kostbaren Maßanzüge, Teppiche und Gemälde in seiner Villa nichts mehr genutzt. Nach verschiedenen Internetquellen muß er ausgesprochen eitel gewesen sein. Manche denken sich das freilich schon, wenn sie in den Vorspannen der Artikel lesen, von Hause aus hätte der Künstler »eigentlich« *Erich Paul Remark* gehießen. Ja Mensch – wer will denn schon ein Buch von einem kaufen, der »Paul Rückenmark« oder so ähnlich heißt! Also hat er sich Erich Maria Remarque genannt. Und später wahrscheinlich eine gewisse Marlene Dietrich, der er nachlief, wegen ihres unmöglichen Namens ausgelacht.

Übrigens erschien *Die Nacht von Lissabon*, auf Lizenz, auch in der DDR. Bloggerin Claudia Meerbach aus Dresden behauptet allerdings, in der *Aufbau*-TB-Ausgabe habe man damals am Schluß zwei Sätze über russische Emigranten gestrichen; abtrünnige SowjetbürgerInnen durften nicht sein.* Trifft ihre Behauptung zu, wäre es eine betrübliche Fälschung von vielen betrüblichen Fälschungen, die sich Kommunisten schon herausnahmen. Alles im Dienst der Weltrevolution.

∞ Verfaßt 2024

* <https://ueberdenkastanien.wordpress.com/2016/04/05/erich-maria-remarque-die-nacht-von-lissabon/>
Siehe auch → Natur, Wiesel

Ritter, Christiane (1897–2000), Eismeerfreundin. Weiter oben erwähnte ich den betagten Polarjäger Hilmar Nöis aus Spitzbergen, bei dem der Schriftsteller Alfred Andersch um 1965 eine Stippvisite machte. Die im Nordatlantik gelegene Inselgruppe ist bald so groß wie Irland, besteht aber nahezu ausschließlich aus Fels, Eis und Schnee. Die Temperaturen bewegen sich die meiste Zeit des Jahres zwischen minus 10 und minus 40 Grad. Viele Uneingeweihte fragen sich noch heute, womit Nöis und seine wenigen, über das Ödland verstreuten Kollegen eigentlich heizten. Die Eingeweihten konnten es bereits 1938 aus Christiane Ritters Buch *Eine Frau erlebt die Polarnacht* erfahren. Sie nehmen vor allem Treibholz, daneben Kohle. Diese wird oder wurde sogar, bei Longyearbyen, auf der Hauptinsel selbst gefördert. Das Treibholz besteht nicht selten aus ganzen Baumstämmen. Über beträchtliche Strecken angeschwemmt, beispielsweise aus Sibirien, ist es fast immer bleich wie ein Gerippe.

Ritter, bei ihrem Jahresaufenthalt 1934/35 Ende 30, vertreibt durch ausgiebiges Brennholzsägen so manches Gespenst, während sie über Tage oder gar Wochen bei klirrender Kälte und heulendem Schneesturm auf die Rückkehr ihrer beiden (männlichen) Mitbewohner wartet, die gerade Polarfuchsfallen abgehen oder der Fährte eines Eisbären folgen. Die enge Hütte mit Flachdach ist nicht mehr als ein Holzkasten, von dem nur schwer geglaubt werden kann, die Stürme hätten ihn nicht längst nach Grönland geblasen, weil man dort ebenfalls Treibholz schätzt. Einmal kommen die Männer, der Österreicher Hermann Ritter und der Norweger Karl Nicolaisen, mit Hundegespann und einem hünenhaften Kollegen mit »hellen Augen, hellen Wimpern und buschigen Brauen« zurück, dem das Gespann gehört. Er sei jedoch »tadellos rasiert« gewesen, fügt die Autorin hinzu. Das war Nöis, damals vermutlich noch keine 50 Jahre alt. Er hat sogar Post dabei. Um sie zuzustellen, nahm er in der zerklüfteten Eiswüste einen Umweg von 280 Kilometern in Kauf.

Wie sich versteht, sägte Ritter von Hand. Ohne dabei die Härte eines solchen Daseins zu beschönigen, stellt ihr erstaunlich gut geschriebener Bericht in der Tat vor allem ein Lobgesang auf jenes *Einfache Leben* (Wiechert) dar, auf das ich bereits in dem Text über Nöis anspielte. Einmal vertreiben sich die drei HüttenbewohnerInnen den Abend, indem sie die Zeitungsinserate studieren, die sich auf dem Papier finden, in das ein aus Tromsø, Norwegen, stammender neuer Glaszyylinder für die Petroleumlampe eingewickelt war. Da preisen die Kaufleute ihre Vanillestangen, Dauerwellen, Leichenkisten

nebst einem bequem per Telefon zu alarmierendem Elektro-Reparaturdienst bei Ausfällen der Bürobeleuchtung oder der Kühltruhe. »Eigentlich rührend, finden wir, wie sich da unten in der Menschenwelt einer dem anderen unentbehrlich zu machen weiß. Wie einer vom anderen abhängt, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Nein, wir dürfen nicht herabschauen auf die Zivilisation, [...] dürfen sie nicht als emporgeschaubtes Pflanzstadium verurteilen, wie wir das in unserer spartanisch genügsamen Weltabgesondertheit gern tun möchten. Nein, schon aus Nächstenliebe müssen wir uns verzierte Särge, ondulierte Köpfe, Waschtische mit fließendem Wasser und Rohrbrüche gefallen lassen.«

Verblüffenderweise versichert Ritter sogar, selbst »der Hunger nach Musik« fehle auf Spitzbergen völlig. Immerhin stammt die junge Frau aus zugleich wohlhabendem und musischem böhmischen Hause. Man bedenke auch die vielen, mal vom Wetter, mal von der Abwesenheit der Jäger erzwungenen Mußestunden in der verrußten Hütte. Ritter malt und zeichnet öfter, denn das ist von Hause aus, noch vor der Musik, ihre Hauptleidenschaft. Dem Buch sind auch einige Bilder und Skizzen beigegeben. Ritters Lob der Schlichtheit hindert sie allerdings nicht daran, keinen Furz darüber fallen zu lassen, wie es zwei Männer und eine Frau bei dieser einzimmrigen Enge und diesen Schneeverwehungen rings um die Hütte mit der Verrichtung ihrer Notdurft halten. Seehund schießt und isst sie; für das Weitere war sie vielleicht doch zu prüde erzogen.

Den Kapitän und Jäger Hermann Ritter, der in den folgenden Jahren mehr unterwegs als in ihren Armen weilte, hatte sie mit 20 geheiratet. Und damit kommt die nächste Merkwürdigkeit. Sie lässt sich schließlich brieflich zu einer Überwinterung auf Spitzbergen verlocken – als sie jedoch in der Kingsbai an Land geht und von ihrem Gatten begrüßt wird, sind weder Wiedersehensfreude noch gar Zärtlichkeiten im Spiel, wie man aus ihrem Bericht schließen muss. Und so bleibt es die ganze Zeit, ein Jahr lang. Zu allem Überfluß hat ihr der Gatte auch noch eröffnet, er habe sich einen Gehilfen genommen; somit hat sie, jedenfalls überwiegend, mit *zwei* Männern in jenem Holzkasten zu hausen. Was hätten Romanciers daraus gesponnen! Sie aber, Christiane Ritter, bringt es fertig, diesen Zündstoff von der ersten Seite bis zum letzten Satz des Nachwortes kurzerhand auszusparen. Einmal erwähnt sie einen, möglicherweise nur aus der nervtötenden Enge im Hüttenhaushalt entstehenden Streit mit ihrem Mann, das ist schon viel. Gelegentlich wird das Ehepaar sogar von dem 27jährigen Karl für Tage oder Wochen allein gelassen – nicht ein Hauch von Andeutung, daß und vor allem wie es die Liebenden für prickelnde oder auch katastrophale Zweisamkeit ausnutzen. Der Hüttenherd schadhaft, das Bettzeug klamm, die Wände zumeist vereist – nicht unbedingt festliche Bedingungen für ein Liebespaar.

Gewiß ist es ebenso denkbar, die beiden hatten sich schon gehörig voneinander entfremdet, wobei es vielleicht auch blieb. Aus Ritters Nachwort, 1990 in hohem Alter geschrieben, geht darüber nichts hervor. Auf der Webseite *cms.huskyfotos.de* heißt es, die Familie Ritter – Töchterchen Karin war bei der Oma geblieben – habe sich bald nach der Rückkehr in Leoben, Steiermark, niedergelassen. Ebendort sei Hermann Ritter 1968 mit 76 Jahren gestorben. Die betagte Witwe siedelte später nach Wien über, wo sie erst 2000 starb – mit 103 Jahren. Über berufliche Tätigkeit und finanzielle Verhältnisse ist von Ritter, wie schon in ihrem Bericht, so gut wie nichts zu erfahren. Vermutlich wirkte sie vornehmlich als Hausfrau und Buchillustratorin. Nötig hatte sie Erwerbstätigkeit wahrscheinlich kaum, denn ihr in etliche Sprachen übersetztes Buch erschien und erscheint in zahlreichen Auflagen bis heute. Das erwähnte Nachwort ist beispielsweise in der mir vorliegenden 21. Ausgabe von 2007 abgedruckt. Einschlägige *Trekking*-Webseiten geben Ritters Buch durchgehend als das bekannte *Muß* aus. Ritters Gatte Hermann, offenbar sowohl erfahrener Jäger wie patentierter Schiffsoffizier, soll sich bei Kriegsbeginn widerstrebend dem NS-Regime als Wetterbeobachter in Grönland zur Verfügung gestellt haben. Nach Entdeckung durch eine für die USA tätige Schlittenpatrouille und Loyalitätskonflikten (Jägerkameradschaft!) habe er sich jedoch zu den Amis abgesetzt. Mehr erfährt man über ihn nicht.

In diesem Zusammenhang muß Ritters Buch ein weiteres schmerzliches Desiderat angekreidet werden. Die Strukturen des Erwerbslebens eines Polarjägers erhellt sie so wenig wie das zeitgeschichtliche/politische Umfeld, in dem sich die drei, wie randständig auch immer, doch ohne Zweifel zu orientieren haben. Brummt Nöis bei seinem Besuch, nein, Krieg sei noch nicht, soweit er gehört habe, ist es schon wieder viel. Immerhin verliert die Autorin einmal einige Sätze über die Beweggründe eines Jägers, seinem Gewerbe ausgerechnet in menschenleerer Eiwüste nachzugehen – aber für mein Empfinden stellen sie keine wirkliche Erklärung dar. Ritter versichert, die Polarjäger seien bei ihrem »fast unmenschlich« anstrengenden Gewerbe nicht auf Ruhm aus. »Sie leben weitab vom Getriebe der Welt. Sie leben fast alle ohne Heim und Familie. Eine unbändige Liebe fesselt sie an das Land. Sie leben berauscht von dem Lebensatem dieser wilden Natur, aus der zu ihnen die Gottheit spricht.« Ja, mein Gott – und *warum*, bitteschön? Warum lieben sie ausgerechnet diese unbarmherzige Öde, deren Farb- und Formspiel Ritter allerdings beeindruckend zu beschreiben versteht? Warum suchen sie nicht die Nähe, vielmehr die Ferne ihrer Mitmenschen? Warum hat dann Hermann Ritter überhaupt geheiratet? Und warum ließ sich Christiane Ritter ausgerechnet von ihm heiraten? Warum wird es ihr im Zuge ihres Jahresaufenthaltes immer wichtiger, sich »der

gigantischen Unfruchtbarkeit« Spitzbergens, ja mehr noch, sich »dem Grauen vor dem Nichts« zu stellen – aus freien Stücken sogar, da sie ja von niemandem zu diesem »verrückten« Wagnis gezwungen worden war?

Ich vergaß zu erwähnen, Spitzbergen zeichnet sich durch krasse Lichtverhältnisse aus, Stichwort »Polarnacht«. Dort wird es einen Gutteil des Jahres nie dunkel und einen anderen Gutteil des Jahres nie hell. Solche Krassheit verstärkt das Grauen in der Einsamkeit sozusagen naturgemäß ungemein. Ritter beschreibt diese physikalischen Phänomene gewiß ausgezeichnet – aber einen psychologischen (und damit auch biografischen) Zug billigt sie ihnen nicht wirklich zu. Sie zieht sich auf esoterische Formeln wie »das Eigentliche«, »die Gottheit«, »heilige Stille« zurück. In einer Phrase, mit der ich schließen will, verknüpft sie ihre unpersönliche Betrachtungsweise auch noch erschreckend einfältig mit der schon gerügten unpolitischen Sicht: »Vielleicht werden Menschen späterer Jahrhunderte in die Arktis gehen, so wie Menschen in biblischen Zeiten in die Wüste zogen, um zur Wahrheit zurückzufinden.«

∞ Verfaßt 2022 • Siehe auch → Jagd, Hilmar Nöis

Der österreichische Komponist **Hans Rott** (1858–84) zählte zu den Lieblingsschülern Anton Bruckners. Dagegen hieß sein August Ahlqvist – falls Sie sich noch an den Verreißer des Schriftstellers → Kivi erinnern – Johannes Brahms. Hugo Wolf soll Brahms, der 1880 Rotts Sinfonie in E-Dur kritisiert hatte, sogar »den Mörder Rotts« genannt haben. Dummerweise war die Kritik des Bruckner-Antipoden und Kuratoriumsmitgliedes Brahms mit der Nichtvergabe eines Staatsstipendiums verbunden. Die Sinfonie – später von Rotts Mitschüler Gustav Mahler als bahnbrechend gerühmt und heute, laut Uwe Harten (2005), oft gespielt – kam noch nicht einmal zur Aufführung. Daraufhin verließ der 22jährige Geschmähte Wien, um eine Stelle als Musikdirektor und Chorleiter in Mülhausen, Elsaß, anzutreten, aber auch daraus wurde nichts. Im Zug bedrohte Rott, dem sicherlich auch noch andere Enttäuschungen zusetzten, einen Mitreisenden, der sich eine Zigarette anzünden wollte, mit dem Revolver. Denn Brahms, so Rott zur Erklärung, habe den Zug mit Dynamit füllen lassen. Man beförderte Rott nach Wien zurück und steckte ihn, nach einem Klinikaufenthalt, in die Landesirrenanstalt. Das war dann die damals übliche Fahrkarte zum Friedhof.* Rott starb in seiner Klapsmühle, nach mehreren Selbstmordversuchen, im Sommer 1884 mit 25 – angeblich an Tuberkulose. Das war wenigstens eine »Todesursache«, die nicht aus dem Rahmen fiel.

Ruhm, Kult

Sicherlich kennt man **Heinz Rühmann** (1902–94) ähnlich prompt wie Napoleon, Stalin oder dessen Kumpel und Nachfolger Chruschtschow. Und was verbindet diese Herrschaften? Sie alle maßen keine 1,70 – für Herrscher ziemlich peinlich. Chruschtschow war aber immerhin listig. Er ließ sich vom italienischen Modeschöpfer Angelo Litrico Schuhe machen, die durch ihr ausgeklügeltes Innenfutter eine unauffällige Vergrößerung ihres Trägers bewirkten. Heinz Rühmann, der für kleine Helden am Theater keine Chancen sah, hatte sich am Beginn seiner Laufbahn noch mit Einlagen zu behelfen. Sie alle wären glatt aus ihrem Grab gefahren, hätten sie um 2000 die damalige Jugend rotzfrech wie auf Dampfbügeleisen durch die Straßen staken gesehen.

Zwar konnte der begabte Schauspieler und Kokettierer mit den Einlagen seine 1,65 und seine Gagen anheben, doch im Charakter wuchs er weniger stark. Darauf deutet bereits der Umstand, daß er in drei verschiedenen deutschen Regimen gleichsam Musteratte und Großverdiener blieb. Mit der Titelrolle im Lustspiel *Der Musteratte* nach Avery Hopwood hatte er 1922 seinen Durchbruch erzielt. Wolfgang Liebeneiners Kinofassung von 1937 wurde ein Kassenschlager. Rühmanns erste Nachkriegsrolle auf der Bühne war ebenfalls *Der Musteratte*. Die Gagen für seine Filmrollen wurden fetter als Ludwig Erhard. Immerhin mußte Rühmann davon das Honorar für den bekannten Maskenbildner Josef Coesfeld abzwacken, den der eitle Star auch privat beschäftigte. Das beste Schnäppchen machte er, als er schon mit einem Bein in der Kiste stand, wie von Fred Sellin (2001) zu erfahren ist. Für seinen letzten Fernsehauftritt in Linz 1994 handelt der schmächtige, gebrechliche 92jährige eine Gage von knapp 40.000 Mark aus. Per riesigem *Mercedes* in seinem Hotel abgeholt, hat er sich dann in einer beliebten Show mit Thomas Gottschalk für vier oder fünf Minuten zu zeigen. Wie sich versteht, wird der kleine Greis mit dem bübischen Lächeln fanatisch beklatscht.

Rühmanns Güte war nur das halbe Gesicht. Sellin zufolge konnten den Golf spielenden Auto-, Motorboot- und Flugzeugnarr schon geringste Verfehlungen in der Etikette beleidigen. Er ist unnahbar, wirkt oft überheblich, schulmeistert gern. Aufs Vertuschen versteht er sich auch ohne Mitwirkung seines Maskenbildners. 1954 leistet er sich nach einem Autounfall – er war in München gegen einen Laternenmast gefahren,

wahrscheinlich betrunken – Fahrerflucht, obwohl seine junge Begleiterin Margarethe Hirmer gegen die Windschutzscheibe des gemieteten *Borgwards 1800* prallt und nach dem Aussteigen bewußtlos zusammenbricht. Da alle Freunde, Beamte, Journalisten, mit denen er es in der Folge zu tun hat, beim Vertuschen mitmachen, kommt der beliebte Schauspieler mit 600 Mark Buße wegen Fahrlässiger Körperverletzung und mit gesundem Ruf davon.

Weil das Wort Klassenjustiz gar zu antiquiert klingt, spricht man heutzutage in solchen Fällen vom Wirken des *Prominentenbonus*. Sellin fügt seiner interessanten Erzählung noch hinzu: »Zur gleichen Zeit wird vom gleichen Gericht ein Beleuchter des Residenztheaters wegen Diebstahls zu fünf Monaten Gefängnis auf Bewährung verurteilt. Der junge Mann hatte vier Glühbirnen, einen wasserdichten Lichtschalter, zwei Wandleuchter und Werkzeug mitgehen lassen.«

Eigentum verpflichtet – die Klassenjustiz.

∞ Verfaßt 2018

Mit dem türkischen Politiker **Turgut Özal**, streckenweise Ministerpräsident, will ich mich um Gotteswillen nicht beschäftigen. Er läßt jedoch aufhorchen, weil er, auch laut *Brockhaus*, 1983 die *Mutterlandspartei (ANAP)* ins Leben rief. Vielleicht gab es ja schon eine Vaterlandspartei, von der man sich abgrenzen mußte. Oder sollte Özal Feminist gewesen sein? Wohl kaum, zeigte seine Partei doch deutliche islamische Züge.

Wie auch immer, ist gewieften PR-Leuten seit vielen hundert Jahren sonnenklar, wer auffallen will, muß die anderen mit verblüffenden Lösungen ausstechen. Oft genügt es bereits, einfach das Gegenteil von dem zu machen, was die anderen machen. Plötzlich zäumte der Knappe den Gaul von hinten auf, das kam an. Oder der Edelmann lief mit *Miniparti*-Hosen über das Aachener Kopfsteinpflaster: ein Bein rot, das andere blau gefärbt. Irgendwo sah ich einmal eine moderne Grafik mit einem Pferdeschädel. Sie werden sagen, das sei nicht unbedingt neu gewesen. Aber der Künstler hatte dem Gaul das Hufeisen auf die Stirnblässe genagelt! Das zog. Dann nahm er seine Baseballkappe ab, deren Schild »natürlich« nach hinten gewiesen hatte, und bat die BetrachterInnen seines Werkes, Kollekte gehend, unter schelmischem Augenzwinkern, bitte nur echte Pferdeäpfel in die Mütze zu werfen. Er war nämlich Dadaist und durch einen günstigen Vertrag mit einem Galeristen sowieso schon stinkreich.

Um 1970 verblüffte der aufstrebende Kasseler Filmemacher Adolf Winkelmann die Passanten auf der »verkehrsberuhigten« Königstraße, indem er ihnen mit einer Kamera

entgegenkam, die er mit Hilfe eines Gestelles vor seinem langnasigen, grinsenden Gesicht hertrug. Der Witz: das Objektiv war nach innen gerichtet, auf ihn selbst, Winkelmann. Er filmte also hauptsächlich die eigene Visage, allerdings auch die staunenden oder Vögelchen zeigenden BürgerInnen, die ihm gleichsam über die Schultern guckten.

Ich selber bin freilich auch nicht völlig einfallslos. Als ich um 2012 mehrere in eigener Regie aufgenommene CDs mit »Zwergliedern« auf den Markt warf, nannte ich das dreiteilige Gesamtwerk im Obertitel *Nie wieder Lieder*. Wie sich versteht, wurde es mir aus den Händen gerissen. Ich bekam den *Mainzer Kleinkunstpreis* und flog erst mal nach Malibu bei Los Angeles, dem Eigentümer eines ausgedehnten, küstennahen Landsitzes Bob Dylan zeigen, was eine Harke ist.

∞ Verfaßt 2024

Ich hoffe, ich muß Ihnen nicht erzählen, was eine **Sachertorte** ist. Der dunkelfarbige Zungenschmelz, nach einem Wiener Hotelier benannt, hat im *Brockhaus* immerhin vier Zeilen. Eine Meisterin im Anfertigen dieser Köstlichkeit war meine Tante Toni Barta vom Wartberg bei Gudensberg. Sie stammte nämlich aus Mähren, das zu ihrer Zeit österreichisches Kronland war. Allerdings herrschte im *Haus Rübezah* der Bartas meistens Geldnot, sodaß uns Toni ihre Sachertorte viel zu selten vorsetzte. Dann kramte sie zum Ersatz eine Rolle *De Beukelaer*-Kekse aus dem Vorrat der kleinen Gastwirtschaft, die sie mit ihrem Gatten Max nur nebenberuflich betrieb. Das waren die bekannten Doppelobladen, in denen eine schokoladenbraune Pampe klebte. Ein schmerzlicher, jäher Abfall im kulturellen Niveau, wie ich sogar als achtjähriger Pimpf erkannte.

Den Hotelier hatte es übrigens leibhaftig gegeben, Franz Sacher, um 1850. *Einen* Torten-Renner, und der Mann war schlagartig weltberühmt! Nun stellen Sie sich aber einmal vor, Sie müßten im nächsten Edel-Cafe »Reitmeiertorte« bestellen. Peinlich! Unmöglich! Der Hotelier hatte also auch mit seinem griffigen Namen Glück. Wäre ich vor rund 30 Jahren darauf erpicht gewesen, mit den ersten Manuskripten, die ich an Verlage schickte, Weltruhm einzuheimsen, hätte ich mir doch wohlweislich erst einmal einen besseren, klangvolleren Namen zulegen müssen. *Remarque* beispielsweise. Und um ehrlich zu sein: damals *war* ich darauf erpicht. Aber nach zwei oder drei Einreichungen und zwei oder drei Zeitschriftenbeiträgen aus meiner Feder war der Zug natürlich abgefahren. Der Unfug »Reitmeier« war aus den Hirnen der beteiligten Lektoren und Redakteure nicht mehr zu tilgen.

Der vergleichweise überaus erfolgreiche und entsprechend gut betuchte österreichische Schriftsteller Stefan Zweig machte sich in seinen Erinnerungen* einmal bemerkenswerte Gedanken zum Thema. Publizität jeder Form störe das natürliche Gleichgewicht eines jeden Menschen. Der anschwellende Name gaukele eine aberwitzige Wichtigkeit vor. Die meisten Erfolgreichen blähten sich dann unwillkürlich auf, um mit ihrer Person das Volumen ihrer äußeren Wirkung zu erreichen. Ihm selber sei jedoch die Publizität auch der eigenen Person stets ein Greuel gewesen. Ihn habe es von Natur aus nach Freiheit, Unabhängigkeit, Anonymität der Existenz verlangt. Nicht, daß er den Erfolg verschmäht hätte; unter seiner »Prominenz« jedoch habe er viel gelitten. »Wenn ich heute noch einmal anfangen könnte, würde ich darum trachten, diese beiden Glückszustände, den des literarischen Erfolgs und den der persönlichen Anonymität gleichsam verdoppelt zu genießen, indem ich meine eigenen Werke unter einem anderen, einem erfundenen Namen, unter einem Pseudonym veröffentlichte; denn ist schon das Leben an sich reizvoll und voll von Überraschungen, wie erst das Doppelleben!«

Das trieft natürlich von bürgerlicher Schizophrenie und Ideologie, leuchtet mir freilich durchaus ein, solange der ersehnte Neuanfang unter den alten kapitalistischen Bedingungen stattzufinden hat.

∞ Verfaßt 2024

* Stefan Zweig, *Die Welt von gestern*, ursprünglich 1944, hier Ausgabe Fischer-TB 1989, S. 368–72

Siehe auch → Balcke (Lyriker) → Faschismus, Fieseler (Flieger) → Kivi (Verkennung) → Literaturbetrieb, Sebastian → Nobel Alfred → Rott (Komponist) → Titel → Blog R.: *Düster*, Freundschaftsdienst, Kap. 5 (Fürster Pahl) sowie Erzählungen Döhnerichs Durchbruch + Schotter für Conradi + Mann im Trafoturm

Rundfunkbeitrag

Meine Diener, die Räuber vom Rundfunk Wie ich der Webseite *Rundfunkbeitrag.de* mit einem gewissen Erstaunen entnehme, wird just durch »die Arbeit des Beitragsservice mit seinen rund 1.000 Beschäftigten ... ein unabhängiger, hochwertiger und vielfältiger öffentlich-rechtlicher Rundfunk in Deutschland« ermöglicht. Das hätte ich gar nicht gedacht. Dieser sogenannte Service pflegt sich alle zwei Jahre bei mir in Erinnerung zu bringen. Dann muß ich nämlich ein neues Antragsformular auf Befreiung vom Rundfunkbeitrag ausfüllen. Das Anrecht auf die Befreiung habe ich, weil meine äußerst

schmale Altersrente vom Gothaer Sozialamt aufgestockt wird. Nur kann ich den neuen, mit einer Bescheinigung aus Gotha untermauerten Befreiungsantrag dieses Mal wegen einer Verzögerung in meinem Briefverkehr mit dem Sozialamt erst am 17. August 2023 nach Köln abschicken. Stichtag war der 1. August. In Köln sitzt der liebe Service. Prompt fordert mich dieser mit Datum vom 22. August auf, gefälligst meinen Rundfunkbeitrag zu zahlen – zunächst 55,08 Euro für das kommende Quartal. Schön und teuer gedruckte Überweisungsformulare liegen gleich anbei. Aber ich ignoriere diese Aufforderung, wenn sie mich auch etwas kränkt und gewaltig wurmt. Wenige Tage später darf ich aufatmen: mit Datum vom 28. August teilt mir der »Beitragsservice« mit, er habe meinem neuen Befreiungsantrag stattgegeben. Jene kränkende Zahlungsaufforderung übergeht auch er. Wenn nicht, hätte er schließlich einräumen müssen, wie in großen deutschen Behörden so üblich, komme es auch in Köln gelegentlich vor, daß verschiedenen Abteilungen kräftig gegeneinander oder durcheinander arbeiten. Bei 1.000 Beschäftigten ist das vielleicht kein Wunder.

Man könnte besänftigend abwinken: Laß es gut sein, Alter, jetzt hast du doch für ganze zwei Jahre wieder Ruhe vor dieser Räuberbande. Ich fürchte allerdings, diese Ruhe behagt mir nicht mehr. Schließlich kommt hier doch einiges zusammen. Schon die Eigenbezeichnung »Service« ist ein genauso hinterhältiges wie widerliches Hüllwort, wenn man es sich einmal gründlich überlegt. Die Damen und Herren Knechte des Kapitals erwecken so den Eindruck, nicht ich müßte ihnen was zahlen, vielmehr täten umgekehrt sie mir einen Gefallen. Sie dienen mir! Und lassen sich dafür anständig bezahlen. Laut *Statista* betrug der Gesamtertrag des Rundfunkbeitrags in Deutschland im Jahr 2022 rund 8,57 Milliarden Euro. Zu dem, was damit veranstaltet wird, komme ich noch. Zunächst müssen wir von diesen Milliarden gerechterweise die Kosten des Gebühreneinzuges abziehen. Wie mir das Internet verrät, verdient ein Verwaltungsfachangestellter durchschnittlich 2.500 Euro brutto im Monat. Mal 1.000 Beschäftigte genommen, wären wir bereits bei 2 1/2 Millionen monatlich. Die SpitzenmanagerInnen werden ja wohl ungefähr von den hauseigenen Lehrlingen oder den Sträflingen verschiedener Arbeitsagenturen aufgewogen. Nehmen wir die 2 1/2 Millionen nun noch mal 12 Monate, landen wir bei einem Gesamtjahresgehalt der Kölner Behörde von 30 Millionen Euro. Das ist kein Klacks. Dabei habe ich die Sachkosten noch gar nicht berücksichtigt. Jene 1.000 Bürokraten müssen schließlich irgendwo sitzen, wenn nicht unter Kölner Brücken oder in ihrem »homeoffice«, und den Verbrauch an Computern, Strom, Parkplätzen, Werbefritzen und sogenannten Werbegeschenken wage ich gar nicht zu schätzen.

Weitere, im Grunde wichtigere Bedenken habe ich kurzentschlossen in den Entwurf eines Briefes an meine Kölner Diener gegossen. Ich stelle ihn hier zur Diskussion.

>>Sehr geehrte Damen und Herren,

vermutlich in der Annahme, mir Gutes zu tun, haben Sie mich zuletzt, auf meinen neuerlichen Antrag hin, bis Ende Juli 2025 von der sogenannten Rundfunkbeitragspflicht befreit. Nach reiflicher Überlegung möchte ich jedoch in Zukunft keinen entsprechenden Antrag mehr stellen. Allerdings werde ich gleichwohl die Zahlung des Rundfunkbeitrages verweigern. Beides zusammen hat folgende Gründe.

Erstens. Gebühren nach dem Muster von »Kopfpauschalen« sind unsittlich. Denn jeder hat einen anderen Kopf. Der von einem Bankier zum Beispiel steckt voller Goldbarren, während ich mit einer Altersrente auskommen muß, die trotz Aufstockung durch das Gothaer Sozialamt (»Grundsicherung«) schmäler als eine Scheibe *Gouda* ist. Mich treffen also Mehrwertsteuer oder Rundfunkbeitrag ungleich härter als den Bankier.

Zweitens. Gebührenbefreiung klingt mir doch zu sehr nach Begnadigung. Ich möchte aber keine huldvolle Alimentierung durch eine Hohe Behörde. Das Sozialamt sitzt wenigstens in Gotha und nicht auf dem Mond. Falls Sie von meinem Wohnort Waltershausen noch nie gehört haben: Bis Gotha rund 11 Kilometer, sogar Straßenbahnanschluß.

Drittens. In meinem Fall ist der Zwangsbeitrag auch deshalb unsittlich, weil ich schon seit Jahrzehnten Radio- und Fernsehgeräte gar nicht mehr nutze und besitze. In meiner Knabenzzeit habe ich noch zuweilen Kulenkampff geguckt – Sie wissen schon: *Einer wird gewinnen* ... Aber dann gaben mir um 1980 Fernsehberichte über angeblich undemokratische Hausbesetzungen und Bürgerproteste in Westberlin den Rest. Dort wohnte ich damals. Ich glaube, mein letzter Fernsehkonsum fand anlässlich der Ausstrahlung von Fassbinders Serie *Berlin Alexanderplatz* statt. Das war ebenfalls ein Fehler. Inzwischen zähle ich Literaturverfilmungen zu den Schwerverbrechen. Jedenfalls bin ich nun schon seit rund 40 Jahren Abstinenzler – durch lange Jahre zu Unrecht von den Häschern der berüchtigten *GEZ* gejagt. Heute finde ich, es wäre doch das Mindeste, nur von solchen Leuten Beitrag zu verlangen, die den gesendeten Segen benötigen wie das tägliche Brot oder Bier. Allerdings gebe ich zu, das würde auch wieder einen gewissen Kontroll- und Verwaltungsaufwand erfordern. Deshalb schlage ich vor, die Aussender-Innen des Segens lieber »pauschal« *abzuschaffen*. Das wäre auch aufgrund der beiden folgenden Umstände und Erwägungen sehr gut.

Viertens. Die unansägbare Mästung durch Zwangsgebühren hat die Öffentlich-Rechtlichen Sender in den zurückliegenden Jahren offensichtlich und nachweisbar dazu verführt, zu fuschen, zu lügen oder zu manipulieren, daß sich in jedem anständigen deutschen Haushalt die Balken biegen. Zur Manipulation zählt unter anderem die so gern geübte Kunst des Weglassens und der Verdrehung. Eine objektive, ausgewogene

Berichterstattung findet so gut wie nicht mehr statt, jedenfalls nicht in den wesentlichen Fragen, etwa Altstadtsanierung, Mietwucher, Corona, Ukraine, Grundrechtsverletzungen, »Rettungspakete«, obszöne Unternehmensgewinne überhaupt. Die Anstalten wandeln sich zielstrebig in Einpeitschplätze zugunsten des Bundeskanzleramtes, des Weißen Hauses und des sogenannten Weltwirtschaftsforums. Roberto De Lapuente hat den verhängnisvollen Freibrief für die gebührenfinanzierten Rundfunk- beziehungsweise Flunkeranstalten bereits vor knapp zwei Jahren in einem empfehlenswerten Artikel beklagt.* Daneben gibt es inzwischen zahlreiche andere Aufsätze sowie Bücher zu dem verderblichen Kurs unserer MeinungsmacherInnen, die ich Ihnen notfalls angeben oder sogar referieren könnte. Eine jüngste kritische Stellungnahme gab das nicht ganz unbekannte Autorengespann Bräutigam / Klinkhammer gerade in diesen mich aufbringenden Tagen ab.**

Fünftens. Zentral gesteuerte Radio- und Fernsehprogramme sind *grundsätzlich* unsittlich. Sie verlärmten, verbildern, zerhacken, vermüllen die Welt, bis man von der Wahrheit oder wenigstens der Wirklichkeit kaum noch ein Körnchen sieht. Sie pusten dem »Verbraucher« die letzte schüttete Neigung zu Eigenverantwortung, Unternehmungslust und Selbstbestimmung aus. Sie füttern die Wahlschafe derart unerbittlich mit Belanglosigkeiten, daß dieselben bereits mit 40 von Parkinson und mit 50 von Altersdemenz befallen werden – zum Wohl der Renditen der Gesundheitsindustrie.

Mit freundlichen Grüßen vom Thüringer Wald: H. R.<<

∞ Blog-Beitrag vom September 2023. Es gab sogar ein paar freundliche Stimmen von Kollegen oder Rechtsanwälten. Sie bestärkten mich durchweg in meiner Sicht, rieten mir allerdings gleichwohl, wenn auch teils durch die Blume, von meinem erwogenen Vorstoß (der Verweigerung) ab, weil er mir außer Magengeschwüren null Früchte eintrage. Das sähe möglicherweise anders aus, wenn jemand mindestens 250.000 Verweigerer zusammenbrächte. Sahra Wagenknecht wird dieser Jemand aber jede Wette nicht sein. Sie lebt ja vom Rundfunk, wie alle postmodernen ÜberredungskünstlerInnen.

* Roberto De Lapuente, <https://www.manova.news/artikel/gebuhrenfinanzierte-tyrannei>, 24. Nov. 2021

** Bräutigam/Klinkhammer, »>Hunger als Waffe< – Baerbocks gehässige Zwecklüge«,

<https://www.nachdenkseiten.de/?p=103167>, 1. September 2023